



Ausgabe A

Porträtstudie: Chargesheimer

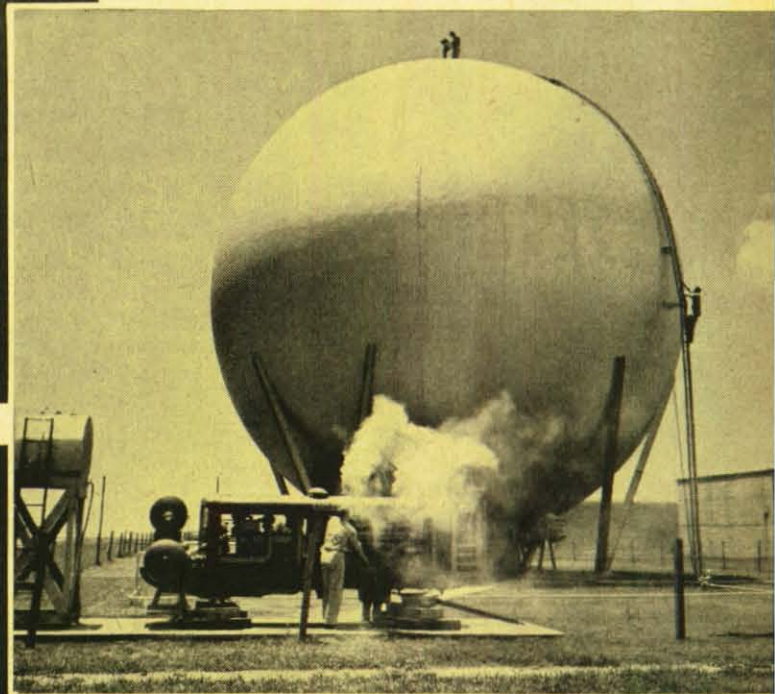
Zu unserem großen Bildbericht „Schönheit von der Stange“ im Innern dieses Heftes

Junge Damen ohne Gesicht!

Sonne Regen Schnee ?

Hansens sitzen in den Ferien an der See — es gießt unentwegt in Strömen. „Wetter sollte man machen können“, seufzt Vater Hansen. Kunze haben ein halbes Jahr zuvor denselben Seufzer ausgestoßen, als sie ihren Skiurlaub in den Bergen verbrachten. Sie hätten Schnee gebraucht — was aber war ihnen beschert? Regnerisches Wetter machte alle Skipläne zuschanden. Heuernte: es regnet. „Ja, man sollte Wetter machen können!“ seufzt der Bauer, der im vorigen Jahr, als die große Dürre war, glücklich gewesen wäre, wenn er Regen hätte erzeugen können... „Wetter nach Maß“, das wünschen sich tagtäglich unzählige Menschen, wenn ihnen ein Vorhaben durch das Wetter „verhagelt“ wird.

◀ **Forscher** vom USA-Wetterdienst haben sich einen alten 18 m hohen Heliumtank bei Calveston (Texas) als Studienlaboratorium für künstliche Wolken eingerichtet. Unser Physiker macht von einem in 3 m Höhe hängenden Stuhl den Kollegen telefonisch Angaben.



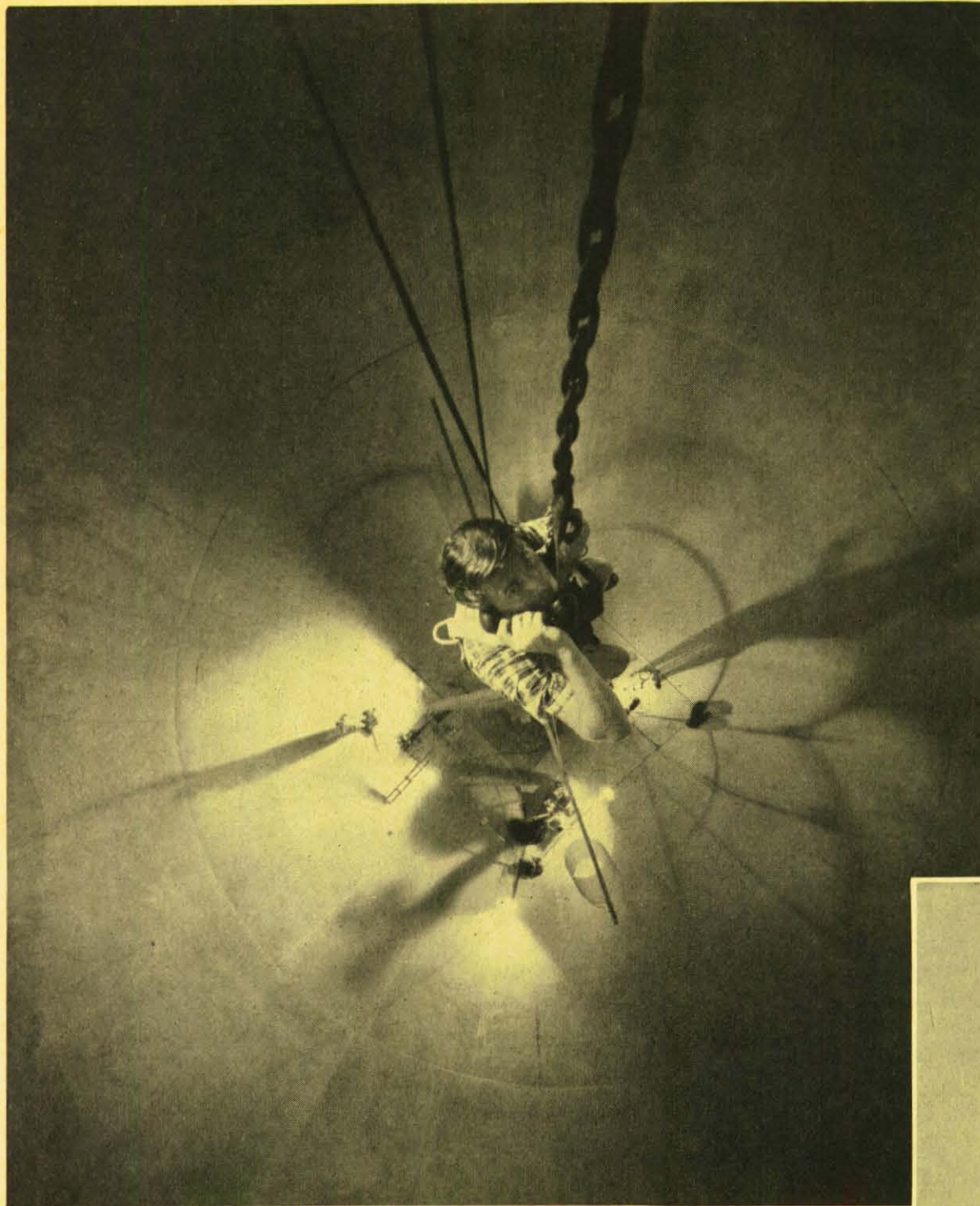
Rauch quillt aus der arbeitenden Kompressormaschine. Indessen wird an der Kugel das Ventil überprüft. Dann wird die Wolke, die in ihr entstanden ist, mit Meßgeräten untersucht. Häufig ist es sogar nötig, daß ein Forscher sich in das Innere der Kugel begibt.

Wettermacher existierten bisher nur im Märchen und bei primitiven Völkern, wo sie ebenso angesehen waren wie die Medizinmänner und ebenso wie diese mit Beschwörungen arbeiteten.

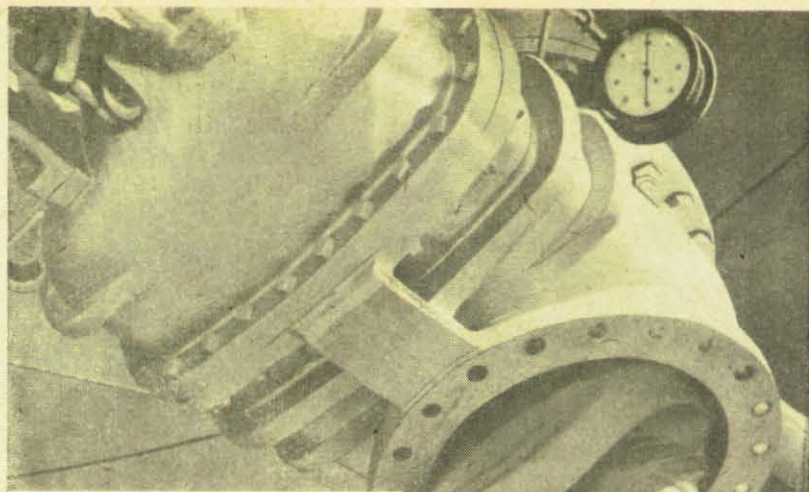
Heute gibt es wirkliche „Wettermacher“, seriöse Wissenschaftler, die herauszufinden suchen, wie man in Zeiten der Dürre die Wolken dazu bringen kann, als Regen auf die Erde niederzugehen. Einiges aus ihrer Arbeit verraten wir Ihnen auf diesen Seiten.

Freilich, noch ist die „Wetterspeisekarte“ sehr begrenzt. Vorerst läßt sich von allen Niederschlagsarten nur Regen herbeiführen. Aber das ist genau die Beeinflussung des Wetters, die praktisch am wichtigsten ist. Denn von ihr hängt das Problem ab, Wüsten in bewohnbares, anbaufähiges Land umzuwandeln. Deshalb gelten die ersten Bemühungen diesem Ziel.

Die Kugel wird mit wassergesättigter Luft vollgesaugt, bis die Luft in ihr triefnaß ist. Jähe Druckänderung erzeugt verschiedene Wolkenarten. In aufgehängten Drahtkäfigen mißt man die Luftelektrizität, die Kamera (r.) verfolgt die künstlichen Regentropfen.



WEITERS nach WUNSCH!



Wasser für die Wüste

Mehr als ein Drittel der Erdoberfläche ist Wüste — Sand, Geröll, unbewohnte Ode. Täglich aber nimmt die Zahl der Erdbewohner um 80 000, nach neuerer Berechnung sogar um 100 000 zu. In hundert Jahren werden drei- bis viermal soviel Menschen leben wie heute, 9 statt 2,4 Milliarden.

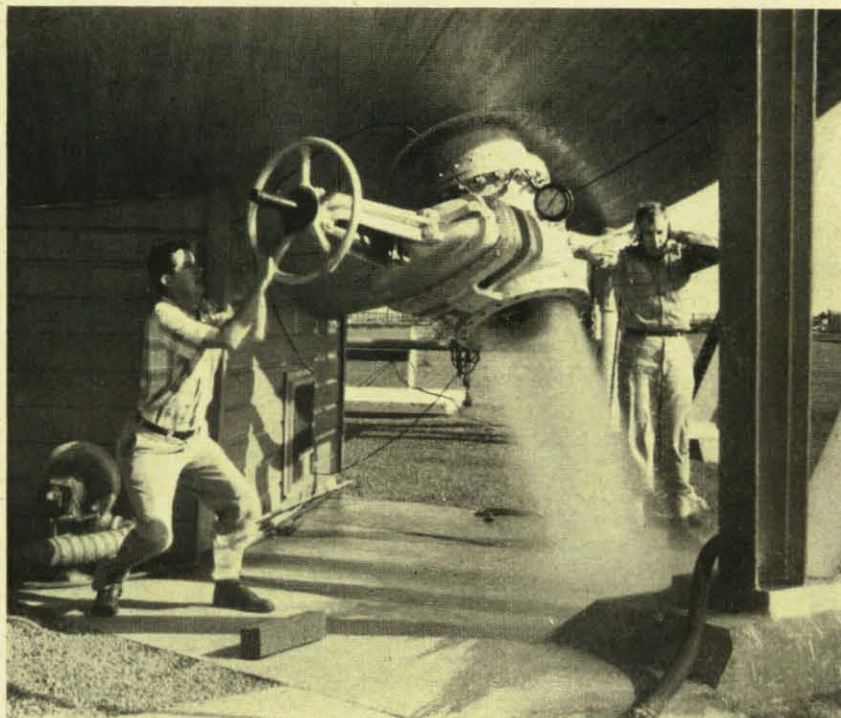
Müssen sie verhungern? Oder wird es gelingen, sie aus dem Boden, auf dem sie heimisch sind, zu ernähren? Eins der Mittel, dieses Ziel zu erreichen, wäre die Bewässerung der Wüsten. Das war der Anlaß für die Unesco, sich gerade diese Aufgabe als eine Art Steckpferd zu wählen. Ein Handbuch, das sie herausgegeben hat, zählt etwa 100 Institutionen in ihren 69 Mitgliedstaaten auf, die sich diesem Problem widmen. Doch arbeitete bisher jeder für sich, eine internationale Organisation, die das Einzelstreben zusammenfaßte, fehlte. So war es eine Tat, als die Unesco fördernd eingriff. Sie stellte ein „Wüstenprogramm“ auf, dessen Ziel es ist, alle wissenschaftlichen Forschungen, die sich mit den Wüsten befassen, zu begünstigen und zu vereinigen. Ein neungliederiger Ausschuß sorgt für die Verwirklichung dieses Programms. Er tritt zweimal jährlich zusammen.

Es gibt auf der Erde fünf ausgedehnte Wüstengebiete. Zwei davon liegen in Afrika, das nordafrikanische — mit dem Muster einer „perfekten“ Wüste, der Sahara, als Schwerpunkt. Es setzt sich noch über Arabien und ganz Asien bis in die Mongolei (Wüste Gobi) fort — und das südafrikanische (Kalahari). Zwei befinden sich in Amerika, das eine im Westen der USA, das andere in Argentinien, Chile und Peru, und das fünfte schließlich liegt in Australien.

Noch immer aber sind sich die Gelehrten über die Definition der Wüste nicht einig. Sie entschuldigen sich, eine Wüste habe ja keine festen Grenzen und gehe ganz allmählich von trockenen in feuchte Zonen über. Man kann aber etwa sagen, daß in einer Wüste im Jahresdurchschnitt weniger als 100, in einem wüstenähnlichen Gebiet jährlich bis zu 500 mm Regen fallen. Daß es im Kampf des Menschen gegen die Wüste nicht allein um die Nutzbarmachung unfruchtbarer Landes, sondern ebenso hart um die ständige Erhaltung einmal gewonnenen Kulturlandes geht, zeigen zahllose mahnende Beispiele. Von dem Reichtum des fruchtbaren, von einem Kanalnetz durchzogenen Zweistromlandes Mesopotamien, in dem sich nach der Überlieferung einst das Paradies, der Garten Eden, befunden haben soll, von dieser „Kornkammer der Welt“ rings um Babylon zeugen heute nur noch alte Schriften und Ruinen. Verschwunden sind die Kanäle, zerstört und begraben unter dem vorrückenden Sand, zu Staub vertrocknet die fruchtbare Erdkrume. Nicht anders liegen die Dinge in Syrien, dem „Friedhof der 100 toten Städte“, im Libanon, in Ägypten, in Teilen Indiens und Chinas. In der Cyrenaika, die heute in großen Gebieten völlig unfruchtbar ist, reiften einst drei Ernten im Jahr. Und in unseren Tagen fressen sich die Halbwüsten Australiens immer tiefer in fruchtbares



Gespentisch sieht der Forscher aus, wenn er sich in den Wasserdunstschwaden der Wolke befindet. Er steigt soeben durch eine Öffnung in die Wolke, um ihren Kern zu untersuchen. Leicht ist die Arbeit im Dunst nicht. Rheumatiker sind dazu ungeeignet.



Unter ohrenbetäubendem Lärm wird aus der Kugel Luft entlassen. Dabei setzt die Bildung der Wolke ein. Gegen den Rat der Ärzte bleiben die Forscher während der Druckänderungen in der Kugel — bisher, wie die Erfahrung lehrt, ohne Schädigung.

Land hinein, haben sich riesige, einst fruchtbare Gebiete in den USA infolge Raubbaus in staubige Wüsteneien verwandelt, fürchtet Südafrika wegen des kurzichtig egoistischen Verhaltens der Farmer und Großgrundbesitzer eine nationale Katastrophe.

Der Fachmann weiß, daß man so gut wie jeden Boden kulturfähig machen kann, wenn man nur ernstlich will. In allen Wüsten der Welt sind die Geologen daher auf der Suche nach unterirdischem Wasser, wobei sie die neuesten geophysikalischen Methoden anwenden. Allein in dem Gebiet um Mexico City wurden zeitweise täglich mehr als 100 Brunnen gebohrt. In Wüstengebieten schadet Regen oft mehr, als er nützt. Durch seine Heftigkeit schwemmt er die oberste Erdschicht fort und laugt den Boden aus, während das Wasser in Sturzbächen nutzlos davonläuft. Es ist daher dringend nötig, die Flüsse einzudämmen und Wasserreservoirs zu bauen. Doch die Wasservorräte, die Grundwasser und Flüsse liefern, sind nicht unbegrenzt.

Seit Jahrhunderten ist daher die Umwandlung von Meerwasser in Süßwasser ein Traum der Menschheit. Sie ist eine Frage der Rentabilität. In den USA, wo das vom Präsidenten eingesetzte „Amt für Salzwasserforschung“ über einen Fünf-Jahres-Etat von 2 Millionen Dollar verfügt, ist man von der baldigen Lösung des Problems überzeugt. Unlängst machte ein an der Universität Oklahoma entwickeltes neues Verfahren, bei dem man das Meerwasser gefrieren läßt und die zu Boden gesunkenen Salze und Mineralien dann von unten absaugt, von sich reden.

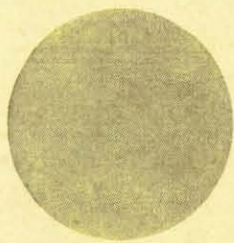
„Künstlicher Regen“ ist die andere erfolgversprechende Methode zur Wüstenbewässerung. „Diese Methode“, sagt Swarbrick, der Leiter der Abteilung Wüstenforschung der Unesco, „war heiß umstritten, aber jetzt haben sich die Gemüter beruhigt. Es ist unmöglich, Regen aus einem wolkenlosen Himmel zu zaubern. Doch oft stehen Regenwolken am Himmel und zerstreuen sich, ohne daß es regnet. In diesen Fällen kann man den Regen auf verschiedene Weise erzwingen. Entweder werden die Wolken mit festem Kohlendioxid (es ist zu Eis gefroren) oder mit Silberjodid beschossen, oder man erzeugt in einem Generator Silberjodid-Dampf, der dann in die Wolken aufsteigt. Da der natürliche Regen nur etwa 1 Prozent der Luftfeuchtigkeit ausmacht, besteht keine Gefahr, daß durch diese Methoden die Regenvorräte erschöpft oder andere Gebiete der Trockenheit ausgesetzt werden.“

Aber auch mit diesen Versuchen steht man noch im Anfangsstadium, und auch sie sind mit erheblichen Kosten verbunden. Nach Swarbricks Angaben haben jedoch amerikanische, australische und afrikanische Forscher letzthin so wesentliche Fortschritte erzielt, daß voraussichtlich in einigen Jahren bestimmte Wüstenrandgebiete, die jetzt nur zeitweilig als Weideland dienen, für den Getreideanbau nutzbar gemacht werden können und man so die Fläche des Weidelandes erheblich ausweiten kann.



Das ist Frau Yamada, die Gattin des japanischen Generals. Von ihrer demütigen Entsagung erzählt unser Bericht. Sie wurde durch ihre Haltung Vorbild für alle, die noch auf einen Heimkehrer warten müssen.

Zurück



nach zwei Kriegen

Heimkehr der Totgeglaubten

Japan, auf dessen Boden in den letzten Tagen des Krieges die erste Atombombe fiel, erlebt jetzt die erste Heimkehr seiner verloren geglaubten Söhne aus zwei Kriegen. Diese Männer haben ein bewegtes Schicksal hinter sich. Jahrelang mußten sie um ihre Angehörigen bangen, als sie von den furchtbaren Zerstörungen in Hiroshima hörten.

Als 1939 der zweite Weltkrieg ausbrach, den Japan an der Seite Deutschlands ausfocht, hatten japanische Soldaten schon jahrelang in China gekämpft.

Frau Yamada ist nur eine von den vielen japanischen Frauen, die bisher vergeblich auf die Rückkehr des Gatten gehofft hat. Die Tatsache, daß sie die Frau des damaligen Oberbefehlshabers der Mandschuko-Armee ist, böte noch keine Berechtigung, ihren Namen aus den vielen der anderen wartenden Frauen herauszuheben. Aber sie ist eine Frau, die weiß, was sie der Stellung ihres Mannes schuldig ist.

Als Frau Yamada an einem Nachmittag mit einigen Gästen beim Tee saß, stürzte ihre vor Aufregung kaum sprechen. Sie habe soeben im Radio gehört, gefangen aus China entlassen würden. Und der Name des Herrn Generals sei auch genannt worden. Er befände sich unter den ersten Heimkehrern.

Frau Yamada brauchte einige Augenblicke, bis sie sich gefaßt hatte. Die Erinnerung an ihren fernen Gatten war in ihr immer lebendig geblieben. Aber die vielen einsamen Jahre zogen jetzt an ihr vorüber, die Jahre ohne Nachricht und voller Zweifel.

Als sich die Frau des Generals Yamada erhob, sprach sie ganz ruhig:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich über die Rückkehr meines Mannes freuen würde, wie sehr ich sie herbeisehne. Aber ich will auf ihn verzichten, bis alle japanischen Soldaten heimgekehrt sind. Ich möchte, daß mein Mann der letzte Gefangene ist. Ich glaube, daß ich dies auch im Namen meines Mannes sagen kann.“



▲ Auf hoher See vor Nagasaki entbietet die Heimat ihren Söhnen ein erstes Willkommen. Ein Patrouillenboot kreuzt den Weg des Heimkehrer-Schiffes. Begeistert begrüßen die Matrosen die Männer, die endlich in die Freiheit und zu ihren Familien zurückkehren.



Züge bringen die Heimkehrer aus dem Innern des Landes nach ihren Heimatorten. Auf den Bahnhöfen warten die Menschen stundenlang, um die Männer zu sehen, um ihnen die Hand zu schütteln und ihnen Erfrischungen, Zigaretten und Blumen zu reichen.



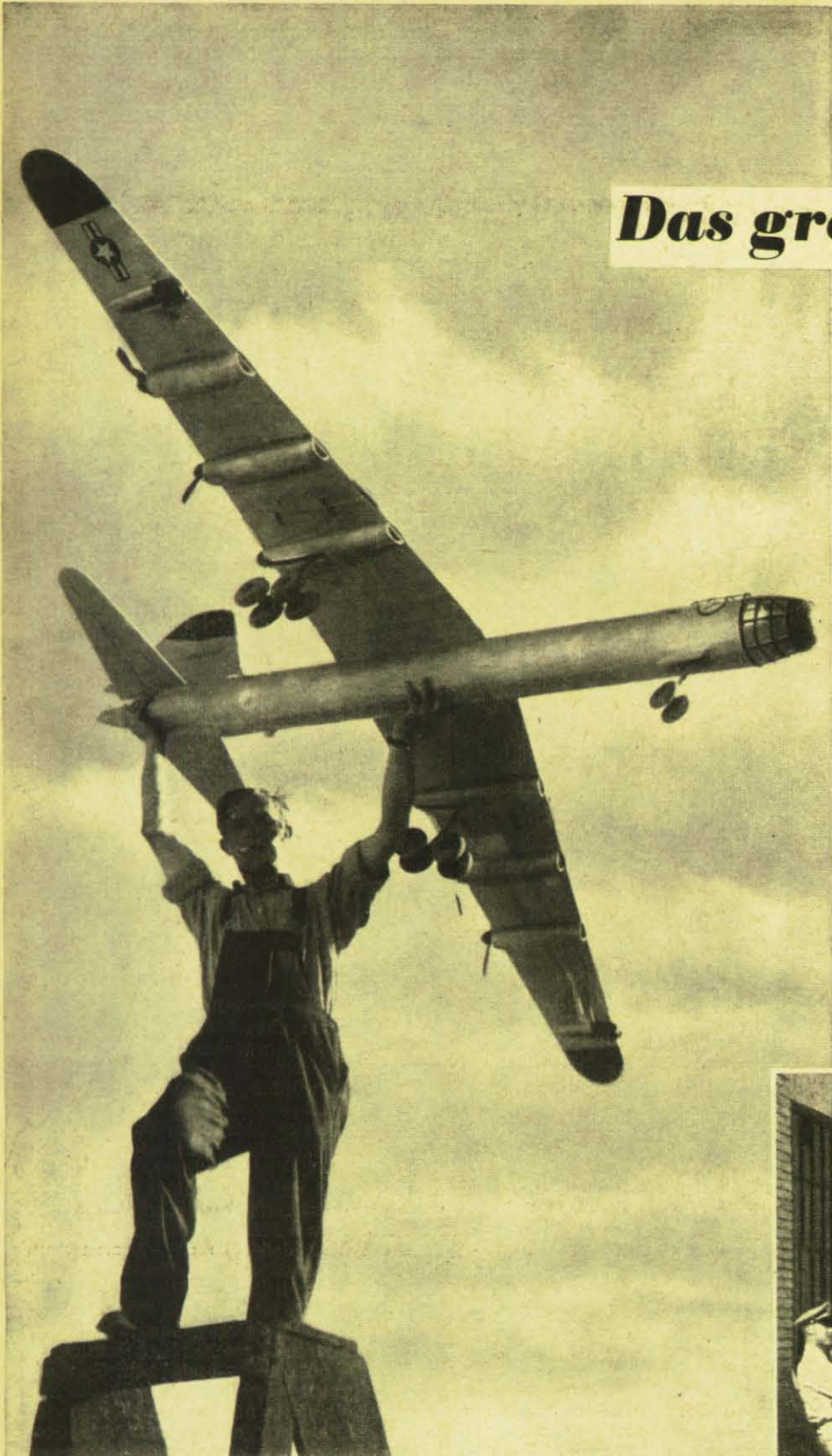
Die ganze Stadt ist auf den Beinen, um ihre Heimkehrer zu empfangen. Kaum können sich die Männer einen Weg bahnen durch die jubelnde Menge. Auf ihren Gesichtern spiegeln sich noch die Not, die Entbehrung und die Ungewissheit der langen Gefangenschaft. Der Gedanke an die Heimat war es, der sie alles Schwere ertragen ließ; die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Familie, zu den Freunden. Nun ist der Tag der Freiheit da, und erschüttert erkennen die Heimkehrer: Die Heimat hat keinen von ihnen vergessen in den langen Jahren ihres Fernseins.



Ein kleiner Haien an der Nordküste ist das japanische „Friedland“. Eine große Menschenmenge erwartet die Ankunit des Schiffes. Schilder mit Namen und Bildern nach den vermisten Soldaten. Manche Erwartungen werden erfüllt, viele Hoffnungen für immer zerstört.

Vorsicht! Köpfe weg!

Das größte Flugmodell Europas



Die „Convair B 36 D“ ist einer der modernsten Langstrecken-Bomber Amerikas, der auch Atombomben mitführen kann. Er besitzt eine Spannweite von siebenzig Metern. Doch auch die naturgetreue Nachbildung dieses Giganten der Lüfte hält einen Rekord: Sie ist das größte Flugmodell Europas. Es mißt drei Meter Spannweite, hat eine Rumpflänge von 2,20 Metern und ein Gewicht von 14 Pfund. Und das Erstaunlichste an dem Modell ist, daß es wirklich fliegen kann. Es wird durch einen Draht gesteuert.

Es ist allgemein bekannt, daß viele Väter sich selbst zu Weihnachten eine elektrische Eisenbahn schenken, mit der der Sohn dann hin und wieder spielen darf. Der Spielbetrieb ist im Manne besonders stark entwickelt, und Alter schützt vor Torheit nicht. Und es ist wohl auch kein purer Zufall, daß es ein Mann ist, und noch dazu ein Spielzeugkaufmann, der in seiner Freizeit das größte Flugmodell Europas erbaut hat. In seiner Stuttgarter Kellerwerkstatt hat Helmut Appelt nach sorgfältigen Konstruktionsentwürfen in zweihundert Arbeitsstunden eine naturgetreue Verkleinerung des amerikanischen Langstreckenbombers Convair B 36 D geschaffen.

Unser Reporter war dabei, als auf dem Echterdinger Flugplatz das Modell seine ersten Runden flog. Vor dem Start bot das Miniaturflugzeug am Rande des Flugfeldes, auf dem sonst ausgewachsene Maschinen aufsteigen und landen, einen wunderlichen Anblick. Während der Konstrukteur und Besitzer Helmut Appelt die sechs klei-

nen Dieselmotoren nacheinander mit einem Gemisch von Petroleum, Äther und Rizinusöl auftankt und die Propeller anwirft, hält der US-Sergeant Hofsheier, der selbst ein begeisterter Modellbauer ist, den „Bomber“ am Höhenleitwerk fest.

Hat sich dann das Flugzeug in die Luft erhoben, so muß der „Pilot“ Helmut Appelt den „Steuerknüppel“ fest in der Hand halten. Es ist ein Griff, an dem zwei Stahldrähte befestigt sind, die zur linken Tragfläche des Modells führen. Die Miniatur-Convair fliegt jetzt ferngesteuert immer um den Piloten herum. Mit einer kleinen Handbewegung am Griff kann er das Modell steuern, kann es steigen oder sinken lassen.

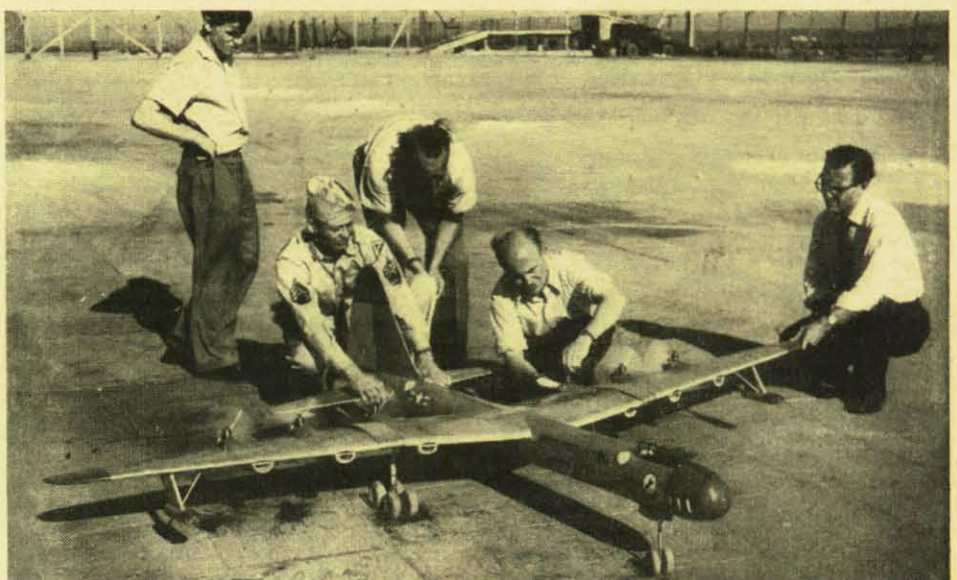
Die helle Begeisterung, mit der alle Beteiligten dabei waren — der Berichterstatter will sich nicht ausschließen —, zeigte wieder einmal, daß in jedem Manne das Kind schlummert, und nicht nur schlummert, sondern spielt und spielend erfindet.



In einer eleganten Kurve zieht das größte Flugmodell Europas an den US-Soldaten der Flugschule vorüber. Der „Pilot“ hat aber seine Maschine fest in der Hand. Er kann sie nach Wunsch dirigieren, denn er hält sie an einem vierundzwanzig Meter langen Draht. Die Soldaten sind mit großem Eifer bei der Sache und von dem kleinen Bruder der Convair B 36 D restlos begeistert.



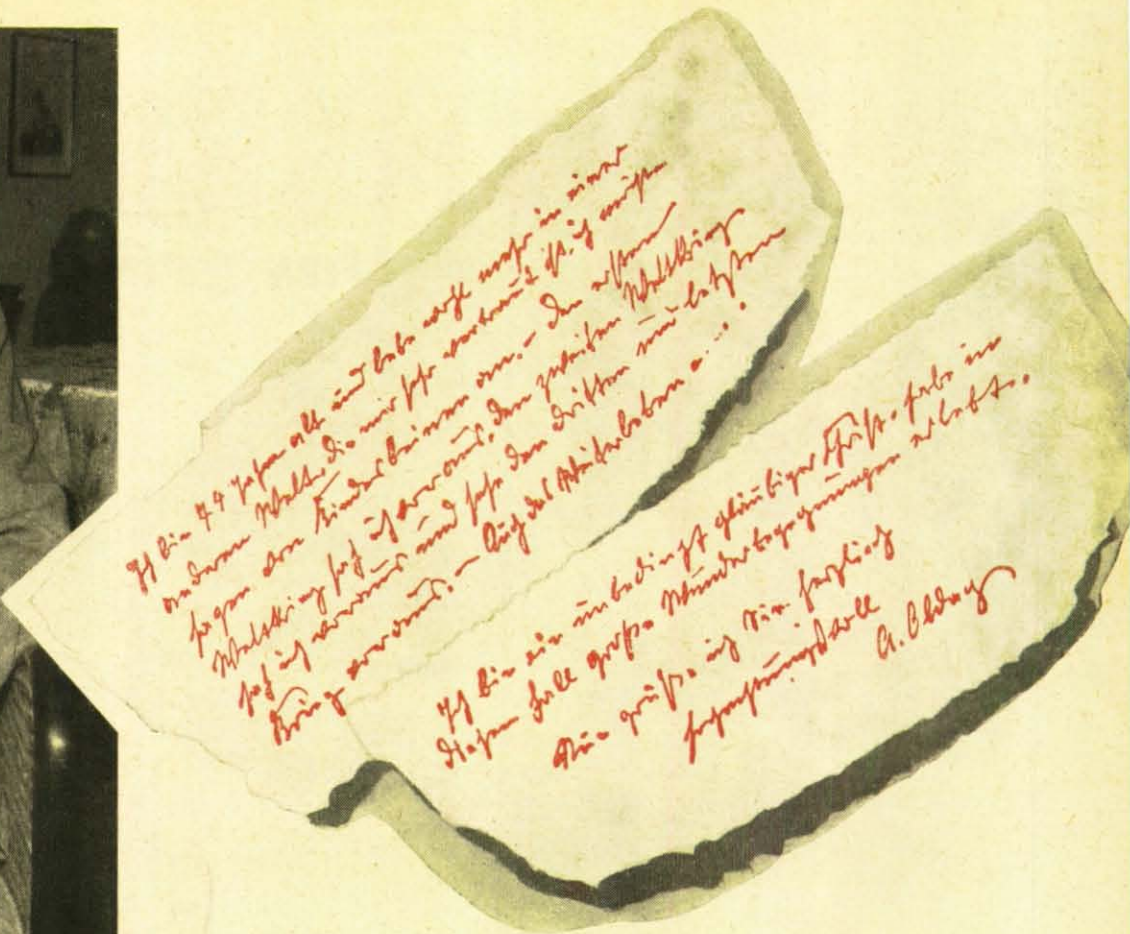
Der Konstrukteur des kleinen „Riesenvogels“ ist der Stuttgarter Spielwarenkaufmann Helmut Appelt. In zweihundert Baustunden entstand das 2-PS-Modell, dem sechs Dieselmotoren mit je 2,5 ccm Hubraum eine Geschwindigkeit von 50 km/h geben.



Startklar steht das Modell des Bombers B 36 D auf dem Flugfeld der Fliegerschule Echterdingen. Der amerikanische Sergeant hält das Höhensteuer fest, bis alle Motoren laufen. Wird das Modell jetzt losgelassen, so hebt es sich nach zehn Metern Rollstrecke mühelos vom Boden ab.



Kunsthändler Albert Oldag, den unser Bild zeigt, ist über seine Vaterstadt hinaus als der „Seher von Lübeck“ bekannt geworden. Viele Ereignisse der nahen und fernen Zukunft hat er visionär erschaut und seine warnende Stimme erhoben. Immer wurden seine Prophezeiungen Wirklichkeit. Auch Lübecks Geschick ist Beweis dafür.



Wer ist jener seltsame Mann, der gute und schlechte Ereignisse voraussieht, der Hitler und Goebbels vor dem drohenden Verderben warnte, dessen mahnende Stimme aber überhört wurde?

Vorahnung wird Wirklichkeit

Albert Oldag, der heute vierundsiebzig Jahre alt ist, lebt als Kunsthändler in Lübeck. Wenn man dem einfachen und bescheidenen Mann persönlich gegenübersteht, so kann man nichts Außergewöhnliches an ihm entdecken. Er ist ein Mensch wie du und ich, der seinem Tagewerk nachgeht und die großen und kleinen Sorgen des Alltags kennt wie jeder von uns.

Aber manchmal verdunkelt sich sein Gemüt, wenn er eine heraufziehende Gefahr visionär sieht, wenn er den Betroffenen helfen will und von diesen mit Spott oder Verachtung abgewiesen wird.

So war es vor zwanzig Jahren, bevor damals die deutsche Reichsregierung und die Zeppelinwerke das große Luftschiff „Hindenburg“ nach den USA entsandten. Albert Oldag warnte um die kommende Katastrophe. Er wandte sich in Briefen an alle maßgebenden Stellen. Er wurde nicht müde, immer wieder auf das Unglück hinzuweisen. Aber man würdigte seine Warnrufe, die aus einer inneren Not entsprangen, keiner Beachtung. So geschah denn das entsetzliche Explosionsunglück in Lakehurst, dessen tiefere Ursache bis heute ungeklärt ist. Für Deutschland war es ein schwerer Schlag, der Verlust eines gigantischen Wahrzeichens technischen Könnens und deutschen Wagemutes.

Der „Seher von Lübeck“ jedoch wußte schon mehr: er hatte die Greuel des zweiten Weltkrieges gesehen! „Als ob die Menschen mit Blindheit geschlagen wären und offenen Auges ins Unheil hineinstürzen müßten“, sagt er anklagend. Wieder wandte er sich in unzähligen Briefen an das damalige Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Es lebt heute noch einer jener Sachbearbeiter beim damaligen Reichsministerium, der dienstlich mit Oldags Briefen und Berichten zu tun hatte, und dem die gewiß nicht alltägliche Aufgabe zuzufallen, „von Staats-

wegen“ auf Aussagen eines Staatsbürgers mit dem „Zweiten Gesicht“ einzugehen. In einem Brief vom 27. Februar 1956 schreibt dieser ehemalige Beamte: „Ich erinnere mich noch recht gut, in den Jahren 1942/43 in meinem Sonderlektorat des Ministeriums den ‚Fall Oldag‘ akten- und postmäßig bearbeitet zu haben. Es gehörte zu meinen Pflichten, die psychologische Kriegführung zu studieren. Eine große Anzahl geschickt abgefaßter ‚Jenseitsbotschaften‘ aus angeblich spiritistischen Kreisen, Prophezeiungen und Horoskope, landete bei mir. Oldag hatte jedoch von vornherein glaubhaft nachgewiesen, daß seine ‚Glaubhaft‘ (Visionen) in bezug auf bereits wahr gewordene Ereignisse tatsächlich eingetroffen waren. Seiner Zuschrift, in der er seine Vorausschau von einem schweren Luftangriff auf seine Heimatstadt Lübeck mitteilte und anregte, daß daraufhin behördliche Maßnahmen zum Schutze von Menschen und historischen Werten getroffen werden möchten, mußte ich aus rein menschlichem Interesse Beachtung schenken. Überdies war intern längst bekannt, daß man sich in den USA, in geringem Maße in der Sowjetunion, aber in umfassender Weise in England mit derartigen Erscheinungen befaßte. Winston Churchill hatte schon von ‚Behner‘ zur beratenden Mitarbeit herangezogen und sich ihrer Berechnungen und Visionen bedient. So war es keineswegs abwegig, die ‚Akte Oldag‘ zu bearbeiten. Ich hatte dazu vorher einige Erkundigungen von höchster Stelle eingeholt. ‚Hitler habe keine Zeit für solche Dinge‘, war die eine Antwort. Himmler lächelte darüber und gab die Anweisung zur Überwachung. Goebbels hat leicht mit den Schultern gezuckt, ein bedenkliches Gesicht gemacht und ‚nachprüfen‘ dazu gesagt.“

Der Marienkirche droht Gefahr!

Oldag hatte damals genau angegeben, ohne jedoch das Datum des Angriffes präzisiert zu haben, welches Stadtgebiet am meisten von Bomben und Branden gefährdet sei: Marienkirche, bestimmte Häuserreihen und Straßenzüge. Der Kunsthändler wurde vom Propagandaministerium aufgefor-

dert, seine Visionen dem örtlichen Polizeichef in Gegenwart des Luftschutzleiters zu Protokoll zu geben. Diese eindringliche Warnung des „Sehers von Lübeck“ hat tatsächlich bewirkt, daß in bezug auf Bevölkerungs- und Brandschutz einige zusätzliche Sicherungen durchgeführt wurden. Auch waren einige wenige Kunstwerke in besondere Obhut genommen worden. Aber was war der Ertrag dieser Rettungsmaßnahmen gegen die Werte, die man hätte retten können, wenn die Prophezeiung Oldags in vollem Umfang ausgewertet worden wäre?

Heute noch erinnern sich viele Lübecker jener Zeit, und manche haben auf Oldags Ermahnungen und Beruhigungen gehört. Wenn die Sirenen ertönten, dann fragten die Nachbarn: „Können wir wohl ohne Sorge sein?“ Und im Luftschuttkeller antwortete er stets: „Vergeßt nicht, eure Abwehrvorbereitungen zu treffen, und denkt daran, was ihr im Luftschutz gelernt habt. Seid mutig und denkt über eure eigene Habe hinaus, wenn's euch am Haus treffen sollte. Aber auch diese Nacht könnt ihr beruhigt wieder schlafen gehen.“ So war es oft, bis zu jenem Großangriff.

„Mein Haus Untertrave Nr. 110 steht mitten in dem höchstgefährdeten Raum, wird aber von Gottes Hand geschützt werden“, hatte Oldag vorhergesagt. Und auch diese Prophezeiung hat sich genau erfüllt.

Die damaligen Lübecker Beamten hatten aus Scham und Furcht vor der Lächerlichkeit auf Oldags Aussagen längst nicht in vollem Umfange reagiert. Und wieder mußte der „Seher“ bitteres Leid ertragen. „Ich sah die Katastrophe kommen — ich warnte — ich wußte, noch ist es Zeit für vorbeugende Arbeiten zum Schutze von Menschen, von den kirchlichen Kunstschätzen und von Häusern, daß nur recht wenig geschah, den erforderlichen Schutz zu gewährleisten. Man lächelte hinter meinem Rücken über mich. Aber dann fielen die Bomben, brannten die Häuser, starben viele Menschen, fielen die Kunstschätze unserer Kirche den Flammen zum Opfer. Mein Gewissen ist rein vor Gott, aber gegen Hochmut und Dummheit ist Gottes Weissagung machtlos.“

Auch für sein persönliches Leben sah Albert Oldag manches Vor aus, was geschehen würde. So war ihm bildlich angezeigt worden, daß seine zwei Söhne im letzten Krieg fallen würden. Er hat es nicht recht glauben können; aber auch dieses „Zweite Gesicht“ erfüllte sich trotz seiner Zweifel. Vater Oldag sagt dazu: „Beim Denken unterlaufen dem Menschen viele Irrtümer, aber meine Visionen sind stets mit größter Präzision in unsere Wirklichkeit übersetzt worden. Meine Söhne sind zwar irdisch von mir gegangen, doch ich weiß, daß sie nicht verloren sind. Ich bin mit ihnen so innerlich verbunden, als seien sie mir gegenwärtig nahe. Zeitweilig unterhalte ich mich mit ihnen in meiner Art, die ich gar nicht so darstellen kann, um dies anderen Menschen verständlich zu machen. Es geht keine Seele kein Geist im Schöpfungsplan verloren. Wir Menschen sind stets enger und inniger miteinander verbunden, als wir es wahrhaben wollen. Darum müssen wir einander helfen, wenn Not ist, darum hat die so viel hervorgehobene und verhältnismäßig wenig geübte Nächstenliebe, die nicht nur aus der christlichen Überzeugung allein herrührt, tiefere Bedeutung. Uben wir sie doch mehr als bisher. Wir brauchen einander, weil noch längst nicht alle Not überwunden ist. Immer noch drohen böse Gefahren, aber unsere innere Bereitschaft, ihnen mutig zu begegnen und einander zu helfen, kann unendlich viel Segen für den einzelnen wie für die Gemeinschaft bringen.“

Immer neue Visionen treten vor sein inneres Auge. Er sieht sie geradezu plastisch vor sich und muß sie lediglich in die uns geläufige Ausdrucksweise umformen. Dieser innere Vorgang ähnelt dem heute schon selbstverständlichen Fernsehen: Die Ereignisse rollen ab wie auf einem Bildschirm, in unserer Technik jedoch bestenfalls unmittelbar aus gegenwärtigem Geschehen. In der überirdischen Erlebniswelt Vater Oldags aber zeigen sich kommende Dinge. Ein physisch-psychischer Vorgang: In vollem Wachzustand, also nicht in einer vielfach vorkommenden Tieftrance spiritistischer Medien, drängt sich ihm wie von fremder Hand vollzogen im Innern eine Bildfolge auf, deren Ablauf längere oder kürzere Zeit beansprucht, ohne auch nur die geringsten Störungen im Organismus zu hinterlassen. „Mir ist zumute“, sagt Oldag, „als sei ich in die Schwingungen einer anderen Welt hineingeraten, in eine Art Spiegelung von der unsrigen.“

DER SEHER von LÜBECK

Man muß es ihm so abnehmen, und jeder, der ihm einmal von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hat und die Ausstrahlung seiner aufrechten christlichen Gesinnung erfahren hat, kann sich dem Eindruck seiner ehrlichen Aussage nicht entziehen.

Hellsehen ist keine Zauberei

Geben wir es einmal — uns selbst wenigstens — zu: Unübersehbar groß ist allenthalben die Zahl jener Menschen, die sich „ganz privat“ bis hoch hinauf in die Kreise der „exakten Wissenschaftler“ mit Spiritismus, Okkultismus, Magie und anderen mystischen Erscheinungen befassen. Viele gehen zu Hellsehern, Kartenschlägerinnen, zu Astrologen und Chiromanten, um sich von ihnen beraten zu lassen. Der Drang im Menschen einen Blick in die Zukunft zu tun, ist sehr stark und — Hand aufs Herz! —, wer hat sich nicht schon einmal veranlaßt gesehen (sei es aus Neugierde oder aus echtem Wissensdurst, sei es vielleicht sogar auf Grund eines sonderbaren Erlebnisses, das tief in sein Leben eingegriffen hat und anhaltende Eindrücke hinterließ), sich etwas mehr zu orientieren über das, was jenseits unseres durchgeformten und amtlich behüteten Daseins vor sich gehen mag?

Gewiß, es gibt manchen Schwindel und Betrug, viel Scharlatanerie und viel Täuschung, bewußte wie unbewußte, auf jenen abseitigen Gebieten, die beherrscht werden von Menschen mit sonderbaren Fähigkeiten und Begabungen, denen mit exakten Mitteln der Wissenschaft nicht beizukommen ist. Wie viele vorübergehend zur Geltung gelangte Irrlehren haben schon die Welt bewegt und Menschenopfer ohne Zahl gefordert.

Aber in dem großen Kreislauf der Natur der von uns Menschen nicht durchschaut wird, ist stets wieder ein Ausgleich gekommen. In seinem Schatten geschehen Ereignisse, die in den Bereich des „Grenzwissens“ verwiesen werden müssen, weil genaue Erklärungen hierfür nicht zu finden sind. Nur im vom Bewußtsein nicht gelenkten Bereich unseres Lebens kommen wir damit in nähere Berührung und müssen uns oft genug damit auseinandersetzen. Denn immer wieder werden wir Menschen überrascht von Tatsachen, die uns ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach undurchsichtig bleiben. Dazu gehören die Aussagen und Voraussagen sogenannter Hellseher und der Menschen mit dem „zweiten Gesicht“.

Aber neben den Scharlatanen und den Konjunkturrittern, die besonders nach Kriegen und Katastrophen gleichsam wie Pilze aus dem Boden schießen, leben Menschen mit übernormalen Fähigkeiten unter uns. Ihre Möglichkeiten sind nicht etwa übernatürlich; denn natürlich ist alles, was geschieht. Diese wirklich mit besonderer Gabe Bedachten leben in der Stille, wollen kein Aufhebens machen. Sie brauchen vielmehr eine gewisse äußere Ruhe. Sie sprechen nur, wenn ihr Gewissen sie dazu treibt. Dann mahnen sie, meist still und bescheiden, nicht zwingend. Aber hört man gern einen Mahner, wenn man satt und ohne materielle Sorgen in scheinbar wohlgehüteter Geruhsamkeit dahinglebt? Wer ließe sich gerne aus seiner sorgsam zurechtgezimmerten Welt aufschrecken?

Albert Oldag, der „Seher von Lübeck“, hat sich nach seinen vielen Erfahrungen über sein Verhältnis zu den Menschen und die Einstellung seiner Mitbürger zu ihm kürzlich wieder geäußert. „Ich habe euch ermahnt und gemahnt“, sagt er. „Aber ihr habt mich nicht erhört, habt oft nicht einmal meine präzisen Hinweise beachtet und unbedenklich beiseite geschoben, daß ich früher schon Mitteilungen von meiner inneren Schau gemacht habe, die nachher Wirklichkeit geworden war. Wie oft habe ich gesagt: Lieber Freund, noch lebst du gesund und munter, hast Einkommen und

Besitz. Danke deinem Schicksal dafür. Sei aber eingedenk, daß es bald, nur allzubald, anders, ganz anders kommen wird. Sei zumindest innerlich bereit und wach. Sorge für Sicherheit, triff Vorsorge!“

Eine Selbstaussage Oldags

Gar nichts Mystisches haftet diesem im Grunde seines Wesens doch sonderbaren Menschen an. Aufrechter Gang und ein fester Schritt zeigen ihn

als einen Mann dieser Welt, in nichts unterschieden von allen anderen Menschen. Im Jahre 1902 hatte er seine erste Vision. Seitdem trägt er alles, was sich ihm in völlig unbestimmten Zeitabständen an inneren Bildern gezeigt hat, in sein grünes Buch ein. Längst nicht alles, was er darin aufgezeichnet hat, gibt er der Öffentlichkeit preis. „Es gibt doch noch Geheime, die ich einstweilen verborgen halten muß vor dem profanen Auge.“



In der Nacht zum Palmsonntag des Jahres 1942 fand der schwere Luftangriff auf Lübeck statt. Die Verluste an Menschen und Sachwerten waren überaus groß. Die Marienkirche, ein Wahrzeichen der Stadt, wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen. Oldag hatte auch diese Katastrophe kommen sehen. Aber seine Warnung blieb ungehört.

Ein Augenzeuge des Angriffs auf Lübeck berichtet:

Ein Augenzeuge des Angriffs auf Lübeck berichtet: ... es war am Samstag, 28. März 1942. Als Wehrmachturlauber saß ich nach dem Abendessen seit langer Zeit gemütlich mit meinen Eltern bei einer Flasche Mosel. Und nun erzählte mir mein Vater von den seltsamen Voraussagen des alten Oldag. Er war Kunstmaler und Kunsthändler und wohnte im Nachbarhaus, Untertrave 109. Ich kannte ihn als einen schrulligen alten Herrn, war aber nie enger mit ihm in Berührung gekommen. Mein Vater jedoch hatte sich oft mit ihm unterhalten und kannte ihn gut. Oldag hatte das „Zweite Gesicht“! Er hätte den Anschlag auf Hitler im Münchener Bürgerbräukeller im November 1939 „vorausgesehen“, erzählte man sich in Lübeck. Er soll deshalb von der Gestapo vernommen worden sein, ja, er sei sogar dieserhalb von Goebbels empfangen worden. — Und nun soll der alte Oldag auch noch „gesehen haben“, daß unsere alte, schöne Stadt in einer Nacht vor dem Osterfest 1942 in Schutt und Asche sinken würde, zerstört durch Feuer, das vom Himmel fallen würde. — Das Merkwürdige an dieser Prophezeiung aber war die Präzision, mit der Oldag behauptete, daß das Feuer kurz vor seinem Hause und den Nachbarhäusern zum Erlöschen käme und niemand aus unserer Straßenzelle zu Schaden käme. Mein Vater war zwar von den Prophezeiungen beeindruckt, bezweifelte aber stark, daß ein Mensch derartige Dinge voraussehen könne. — Es war wohl kurz vor 23 Uhr, als ich im Bett lag. Kurz darauf heulten die Sirenen. Vollalarm! Ich überlegte, ob ich nicht doch lieber aufstehen sollte, als ich plötzlich mehrere Detonationen in unmittelbarer Nähe hörte. Da gab es nichts wie 'raus und auf den Dachboden. Es war 23.20 Uhr. — Mein Vater, er war Luftschutzwart und gleichzeitig für die Luftschutzgemeinschaft verantwortlich, stand bereits oben auf dem flachen Teerpappdach unseres sehr hohen Hauses (5 Stockwerke).

Was wir von dort sahen, war schreck- und furchterregend, denn die Stadt brannte an allen Ecken und Kanten. Von der Sandstraße bis zum Klingenberg, vom Rathaus bis zum Karstadthaus sah man Feuerschein neben Feuerschein. In der Luft war ein Orgeln und Dröhnen, immer wieder hörten wir Detonationen und das „Klak-klak-klak“ der einschlagenden Stabbrandbomben. — Bei den nächsten Angriffswellen wurde auch unser Haus und die Nachbarhäuser getroffen, und wir hatten vollauf zu tun, um die Brandbomben zu löschen und Entstehungsbrände zu verhüten. Und wir schafften es! Inzwischen war jedoch ein starker Sturm aufgekommen, der das Feuer immer stärker entfachte und vor sich hertrieb, genau auf unsere Wohngegend zu. Die obere Holstenstraße sowie die obere Braunstraße waren bis zur Lederstraße ein einziges Flammenmeer. Die Türme von St. Marien und St. Petri brannten und glichen lodernen Fackeln. Gegen 2 Uhr war das Haus Braunstraße 21 (Fa. F. C. Alm, Farben- und Lackgroßhandel) in Brand geworfen und bildete mit seinen brennenden Vorräten an Farben und Lacken eine akute Gefahr für unsere Häuserzeile. Das Haus, in dem Oldag wohnte, war unmittelbar bedroht. Durch Gemeinschaftsleistung aller Bewohner der Häuser Braunstraße 23, 25 und 27 sowie Untertrave 108 und 109 (Haus Oldag) wurde durch Bildung einer Eimerkette und Heranführung von Löschwasser aus der nahen Trave das Übergreifen des Feuers auf unseren Häuserblock erfolgreich verhindert. Löschkräfte des Feuerschutzregimentes Nr. 1 übernahmen gegen 3 Uhr die vollständige Abriegelung des Feuers an dieser Stelle. Palmsonntag 1942 — ein schwarzer Tag in der Geschichte der Stadt. Aber der alte Oldag hatte mit seiner Voraussage recht behalten! Das Feuer hatte nahe bei seinem Hause geendet, und kein Mensch aus unseren Häusern war ernstlich zu Schaden gekommen. Hans-Peter Kaufner.

sagt er, wenn man ihn etwas neugierig nach dem Inhalt seines Büchleins fragt.

Manchem Seher gereichte seine Gabe zu Fluch und Unglück. Oldag wurzelt zutiefst im Religiösen. Er kontrolliert sich stets selbst.

„Würde ich daraus ein geschäftliches Unternehmen, ein Gewerbe machen, so würde ich mich zwar nach deutschen Gesetzen höchst unliebsamen Strafen aussetzen, aber, was weitaus gefährlicher wäre, ich würde durch das Denken an das Geld und das Zusammenraffen von irdischem Besitz das göttliche Geschenk verlieren.“

Oldag steht auf dem Standpunkt, daß des Schöpfers Gabe keine „Handelsware“ ist. „Sie ist eine Verpflichtung zum Wohle der Menschen, nicht erlernbar, noch veräußerlich und unverkäuflich!“

Durch keinen menschlichen Befehl läßt er sich ein „Zweites Gesicht“ erzwingen oder gar verbieten. Es ist da, wenn es kommen muß. Der Mensch ist nur ein Werkzeug. Und wenn ein mit dieser Fähigkeit ausgestatteter Mensch über eine ethische, religiöse und charakterlich sichere und feste Grundlage verfügt und aus eigenem Antrieb heraus bestrebt ist, sich dem irdischen Gemeinschaftsleben einzuordnen, so können seine Visionen, sofern sie überpersönliche Bedeutung haben, von allgemeinem Nutzen sein.

Was steht uns bevor?

Über die nähere Zukunft des geteilten Deutschlands befragt, gibt der „Seher von Lübeck“ nur verschwommene Andeutungen:

„Viele deutsche Soldaten stehen bald bereit.“

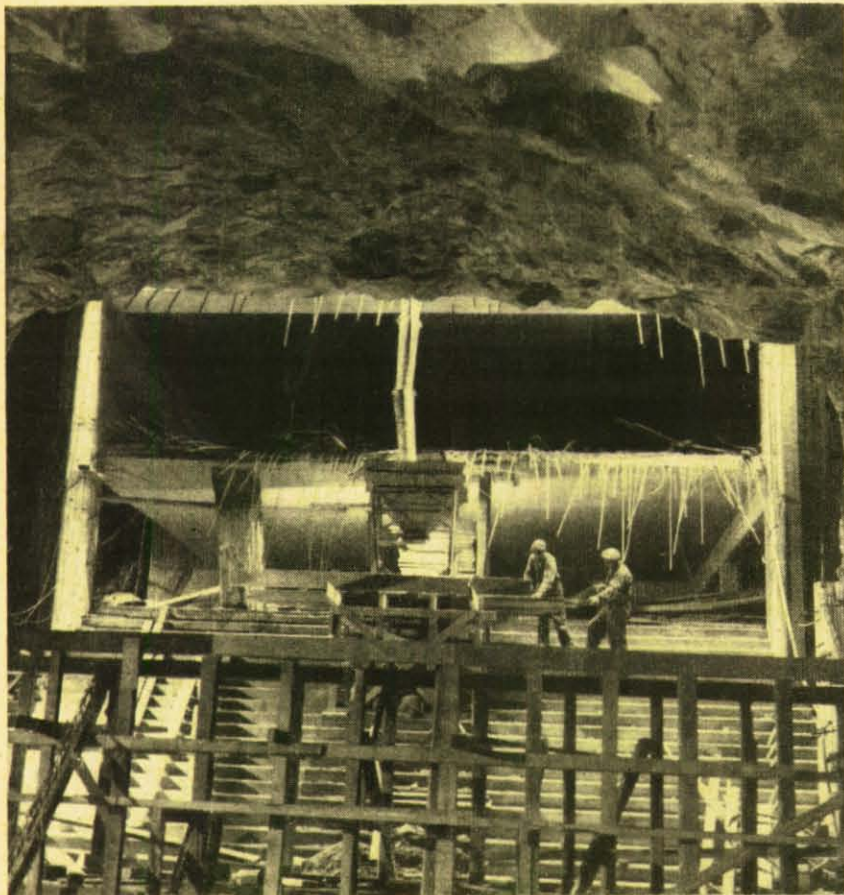
„Deutschland wird bald wieder in seinen alten Grenzen zu friedvoller Mitarbeit am Aufbau der Welt erstehen.“

„Im Osten stehen dunkle Wolken, die sich zunächst im eigenen Lande entladen, mit Auswirkungen ringsherum.“

„Es drohen uns Gefahren. Wir alle müssen jederzeit wachsam sein, müssen einander helfen und jegliche Angst von innen her auflösen. Dann wird nicht nur viel Leben gewonnen, sondern auch unsere innere und äußere Freiheit gesichert sein.“

Es taucht nun die nicht bedeutungslose Frage auf, ob man nun auf die „Hellseher“, um einen Sammelbegriff zu benutzen, hören soll. Darf ein Beamter auf Grund ihrer Aussagen Schutzmaßnahmen treffen? Oder darf etwa ein Gericht einen Menschen, dem seine Schuld auf keine andere Art nachzuweisen ist, als Dieb verurteilen, weil ein „Hellseher“ ihn als solchen erkannt hat? Die Antwort ist ein klares Nein, selbst dann, wenn der „Hellseher“ noch so ehrsam ist und noch so oft die Wahrheit gesagt hätte, und wenn der Angeklagte ein häufig vorbestrafter Dieb wäre. Menschen im öffentlichen Dienst wollen und dürfen von solchen „Visionen“ nichts wissen. Sie müssen alle unbewiesenen Aussagen ablehnen. Dennoch zeigt gerade das Beispiel des „Sehers von Lübeck“, wieviel Leid und Elend hätte vermieden werden können und wieviel Sachwerte vor der Vernichtung bewahrt geblieben wären, wenn man auf seine Mahnungen gehört hätte. Wie ist dieser Gegensatz zu überbrücken? Wie steht es um die Meinung des Volkes? Und was haben unsere Leser dazu zu sagen auf Grund eigener Erlebnisse und Erfahrungen?

SCHWEDEN TROTZT



In vielen Städten Schwedens ist der Bau von atom-sicheren Bergräumen geplant oder bereits in Angriff genommen worden. Der Gesamtetat für Luftschtutzbauten beläuft sich auf die stattliche Summe von 250 Millionen Kronen. In den Schutzräumen, die von diesem Betrag im ganzen Land errichtet werden, können insgesamt etwa 4 Millionen Menschen bei drohender Gefahr geborgen werden.

Schweden ist das Land in Europa, das die umfassendsten Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung für den Fall eines zukünftigen Atomkrieges geschaffen hat. Wenn auch der Geist von Genf einen gewissen Stillstand im „kalten Krieg“ bewirkt hat, so geben sich doch die verantwortlichen Männer in Schweden keinem übertriebenen Optimismus hin. Mit beispiellosem Weitblick verwirklichen sie ihre Pläne, ohne dabei von einer Panikstimmung getrieben zu sein oder eine solche bei der Bevölkerung auszulösen.

Die militärischen Experten Stockholms sind der Ansicht, daß ein möglicher Angriff mit A- und H-Bomben auf die Hauptstädte und Industriezentren der Krieg führenden Großmächte geführt werden wird und nicht gegen die kleinen Länder. Dennoch tun sie alles, um etwaigen Ereignissen vorzubeugen, denn sie haben aus dem letzten Krieg die Lehre gezogen, daß die Zivilbevölkerung in stärkerem Maße geschützt werden muß.

Den besten Schutz gegen radioaktive Strahlen bieten zweifellos die großen „Bergräume“, von denen zwei in Stockholm kürzlich fertiggestellt wurden. In dreieinhalb Jahren unermüdlicher Arbeit wurden die gigantischen tunnelartigen Hohlräume in den natürlichen Granit getrieben, der unter großen Teilen der Stadt lagert. Für die Arbeiter war es keine leichte Aufgabe, sich nach den Sprengungen, die nur in begrenztem Maße durchgeführt werden konnten, mit ihren Preßluftschlämmern in den harten Stein einzubohren. Immer mußte bei künstlichem Licht gearbeitet werden, der Staub hatte keinen Abzug, und das Knattern der Maschinen und gar gewöhnliche Hammerschläge hallten in den riesigen Gewölben wie gewaltiger Donner wider. Die Bevölkerung der Stadt gewöhnte sich bald an die „Maulwürfe“, und wenn auch die großen Anstren-

gungen gelegentlich ein wenig belächelt wurden, so waren sich alle darin einig, daß sie notwendig sind und schließlich ja für jeden einzelnen von ihnen gemacht werden.

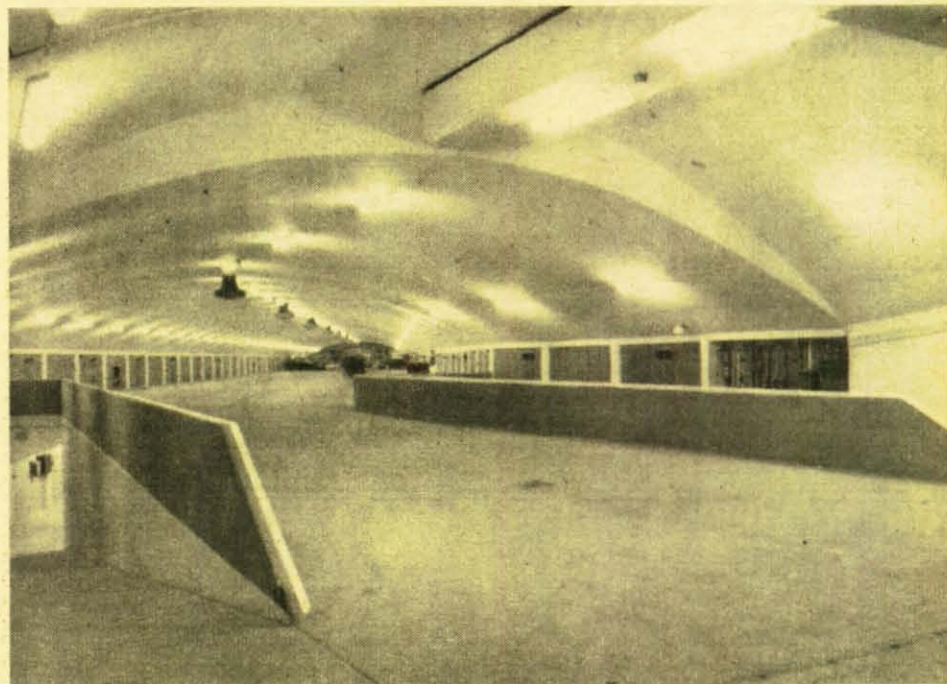
Schutzräume sollen in der Regel nur in Städten und dichter besiedelten Gebieten errichtet werden. Bei der Frage nach dem Schutzgrad unterscheidet man zwischen volltreffersicheren Schutzräumen und Normalschutzräumen.

Aber auch in Dörfern müssen Schutzmaßnahmen gegen radioaktiven Fernbelag getroffen werden. Eine radioaktive Vergiftungsgefahr großer Gebiete erfordert Vorkehrungen, durch die die Ausdehnung des betroffenen Gebietes festgestellt und die Bevölkerung in festgestellter Weise warnen kann. Da die radioaktiven Partikel in großer Höhe in Richtung des Windes fortgeführt werden, muß ein besonderer Wetterdienst als Grundlage jener Alarmierung eingerichtet werden. Auch in ländlichen Gebieten müssen derartige Stationen vorhanden sein. An Evakuierung als Vorsichtsmaßnahme ist ebenfalls gedacht worden. Und zwar soll eine solche Evakuierung in einem Umfang durchgeführt werden, daß die Bevölkerung kein lohnendes Angriffsziel für den Gegner mehr ist. Denen, die an besonders gefährdeten Plätzen zurückbleiben müssen, soll der bestmögliche Schutz gewährt werden.

Der Luftschtutz ist in Schweden örtlich organisiert. Um diesen örtlich gebundenen Organisationen aber eine große Schlagkraft zu verleihen, ist die sogenannte Fernhilfe geschaffen worden. Jede Gruppe ist in gewissem Umfang verpflichtet, anderen Orten in einem Umkreis von 10 km Hilfe zu leisten. Das wichtigste aber ist trotz der vorzüglichen Organisation der persönliche Einsatz jedes einzelnen Bürgers.

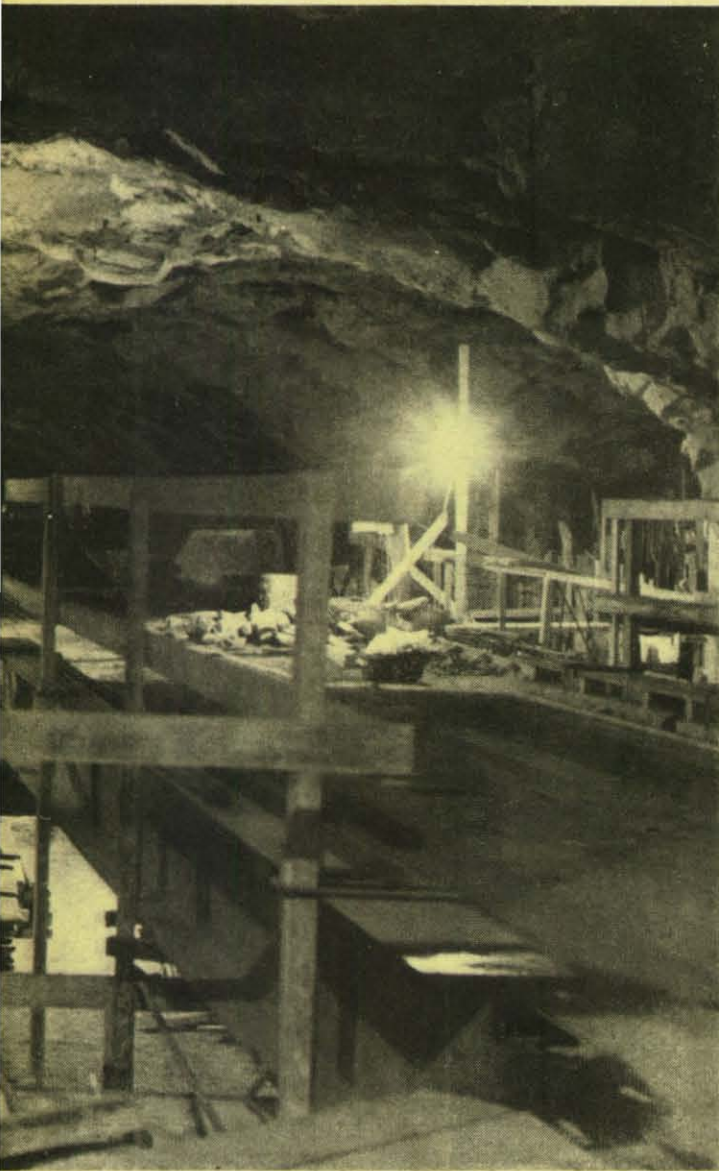


Der größte Bergräum Stockholms hat drei Etagen. Er kann sogar 20 000 Menschen aufnehmen. Die Kosten belaufen sich auf 12 Millionen Kronen. $\frac{1}{3}$ dieses Betrages trägt die Stadt Stockholm, $\frac{2}{3}$ der Staat. Auch dieser inzwischen fertiggestellte Bergräum wird heute als Garage vermietet und bietet 650 Wagen Platz. Auf diese Weise wurden zwei Probleme gleichzeitig gelöst. Im Ernstfalle können viele Menschen vor dem sicheren Verderben gerettet werden. In friedlichen Zeiten aber ist der Raumnot in den Straßen erheblich abgeholfen.

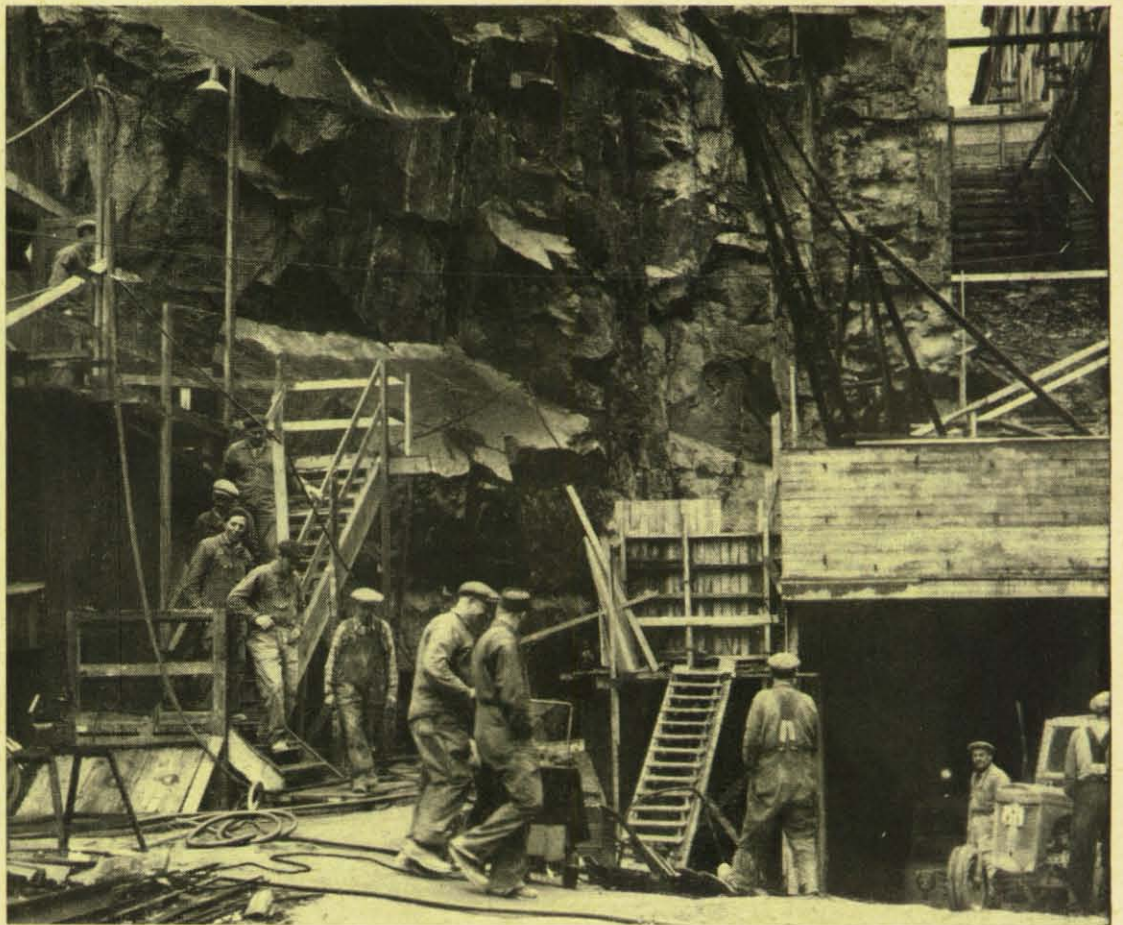


10 000 Menschen kann der Bergkeller unter der Johanniskirche in Stockholm aufnehmen. Unser Bild vermittelt einen Eindruck von den gigantischen Ausmaßen dieses Schutzraums. Er ist vollkommen sicher, selbst gegen Volltreffer einer A- oder H-Bombe. Im Ernstfalle wird er hermetisch abgeschlossen und durch Klima- und Entlüftungsanlagen mit der nötigen Frischluft versorgt. Er wurde in einer Bauzeit von $3\frac{1}{2}$ Jahren errichtet. Um die zwei Etagen des Bergraums, deren Herstellungskosten 8 Millionen Kronen betragen, auch für friedliche Zwecke nutzbar zu machen, wurden sie als Großgarage vermietet. In der unteren Abteilung sind die Autos, während das Obergeschoß als Lagerraum für Ersatzteile dient.

DEN ATOMBOMBEN



fen. Selbst ein längerer Aufenthalt in einem der Bergräume der schwedischen Hauptstadt ist gewährleistet. Es gibt Operationsräume, Krankenstationen und Kantinen, wo man alles Lebensnotwendige erhalten kann. Spezialfilter verhindern das Eindringen radioaktiver Elemente in die Schutzräume. Die Wände und die Decke aus Natur-Granit werden nochmals mit Beton verstärkt.



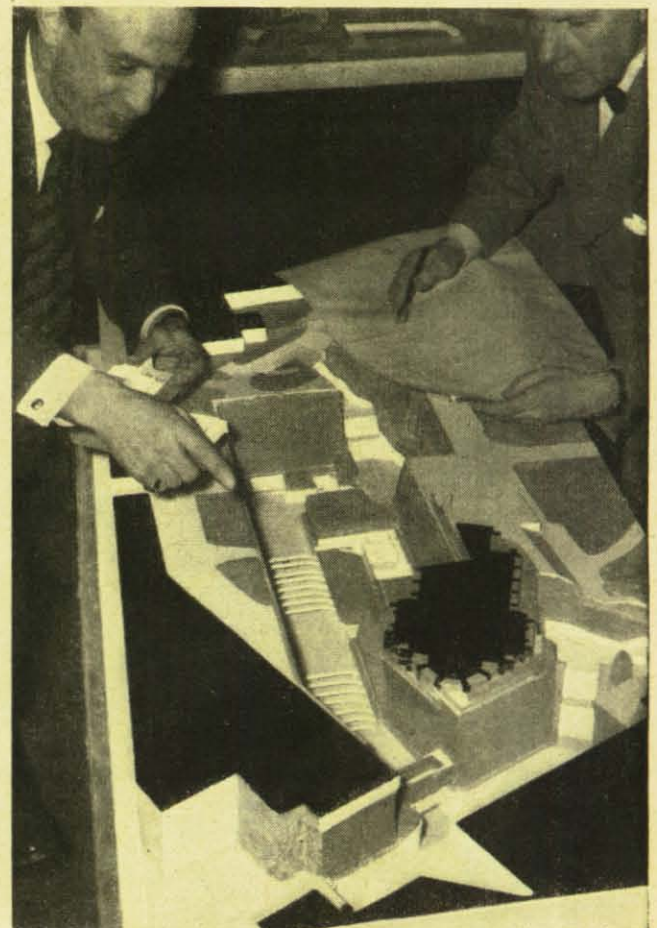
Gewaltige Granitfelsen schützen den Bergraum bei der Johanniskirche. Der Eingang zu diesem riesigen Keller befindet sich unter einer belebten Straße. Für Personen, die im Ernstfall den Schutzraum erreichen würden, wenn die großen Tore schon geschlossen sind, wurden besondere Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Neben dem Haupteingang ist ein kleinerer Einlaß. Er wird immer unverschlossen bleiben, so daß man auf diesem Wege jederzeit in dem Bergraum Schutz finden kann. Da dieser kleine Eingang in ein Labyrinth von schmalen Gängen einmündet, besteht keinerlei Gefahr für die schon im Keller befindlichen Personen.



Der Ingenieur Folke Westgren prüft mit seinen Präzisionsgeräten den Druck, die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit in dem hermetisch abgeschlossenen Bergraum, in dem die Soldaten wie in einer Sauna schwitzen. Die jungen Schweden sind mit großem Eifer bei der Sache, wie Schweden überhaupt ein sehr luftschuttreudiges Land ist. Man hat erkannt, wie wesentlich gründliche Vorbereitung für den Ernstfall ist. Und alle theoretischen Erkenntnisse müssen am lebendigen Menschen erprobt werden.



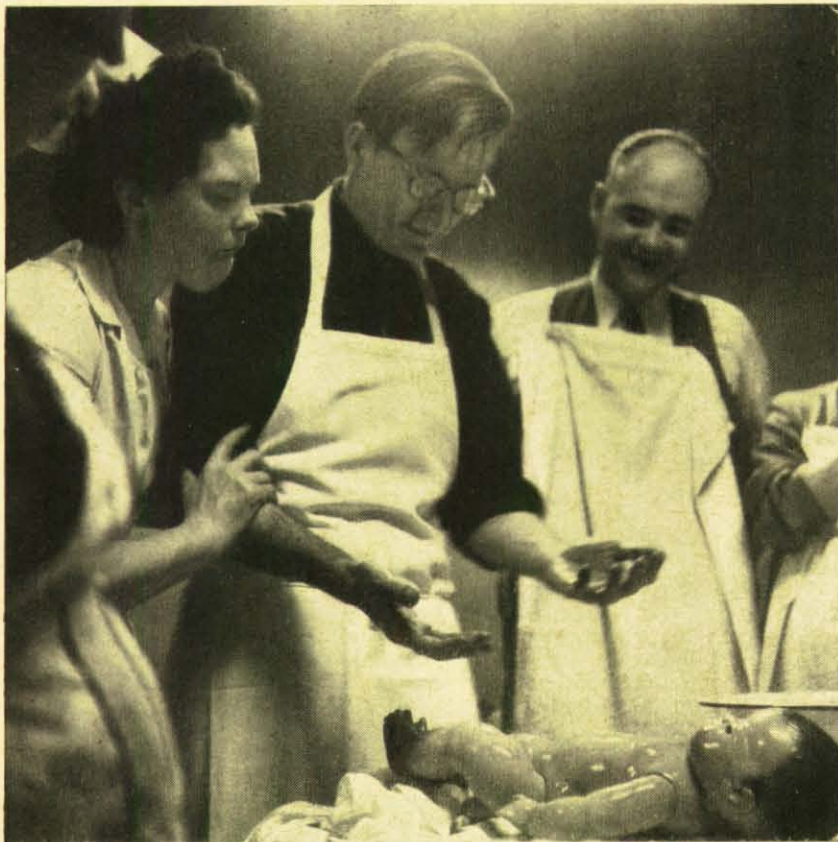
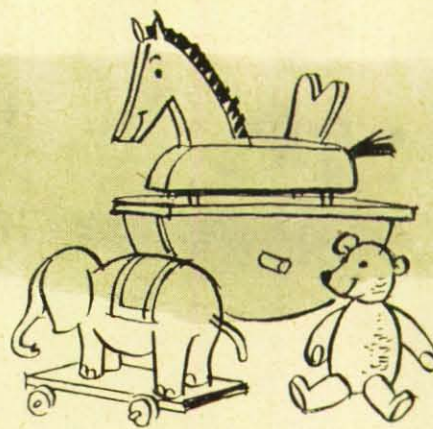
400 schwedische Soldaten haben sich für einen Testversuch zur Verfügung gestellt. In einem luftdicht abgeschlossenen Raum werden sie großer Hitze ausgesetzt. Bei diesem Versuch wird auch die Luftfeuchtigkeit gemessen. Einigen Teilnehmern der Übung ist es schon zu warm geworden. Sie haben sich ihre Jacken ausgezogen.



Verantwortlich für den Schutz der Zivilbevölkerung in Stockholm ist der Ingenieur Hans Hollander (rechts). Er erklärt hier die technischen Prinzipien, nach denen der Raum unter der Johanniskirche erbaut wurde. Der schwedische Zivilschutz untersteht dem Innenministerium, das diese Aufgaben einem zentralen Zivilverteidigungsamt übertragen hat. Jeder schwedische Mann und jede schwedische Frau im Alter von 16 bis 65 Jahren unterliegen der Zivilverteidigungspflicht.

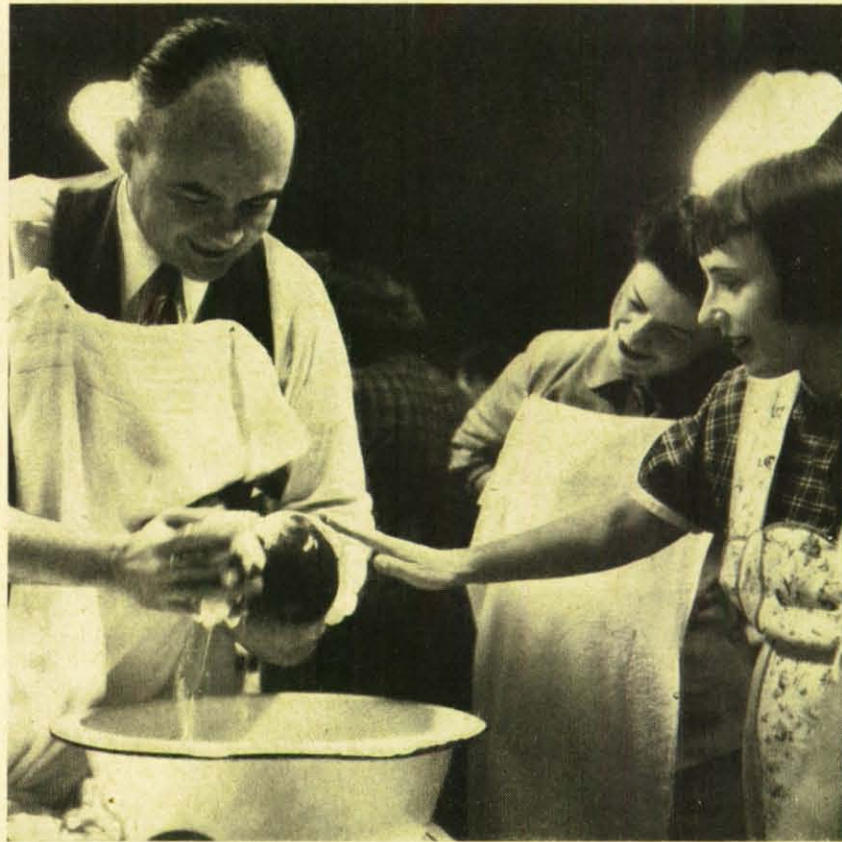
Der werdende Vater

... und ist froh aus Herzensgrund, daß er dies so gut gekunnt.
(Wilhelm Busch)



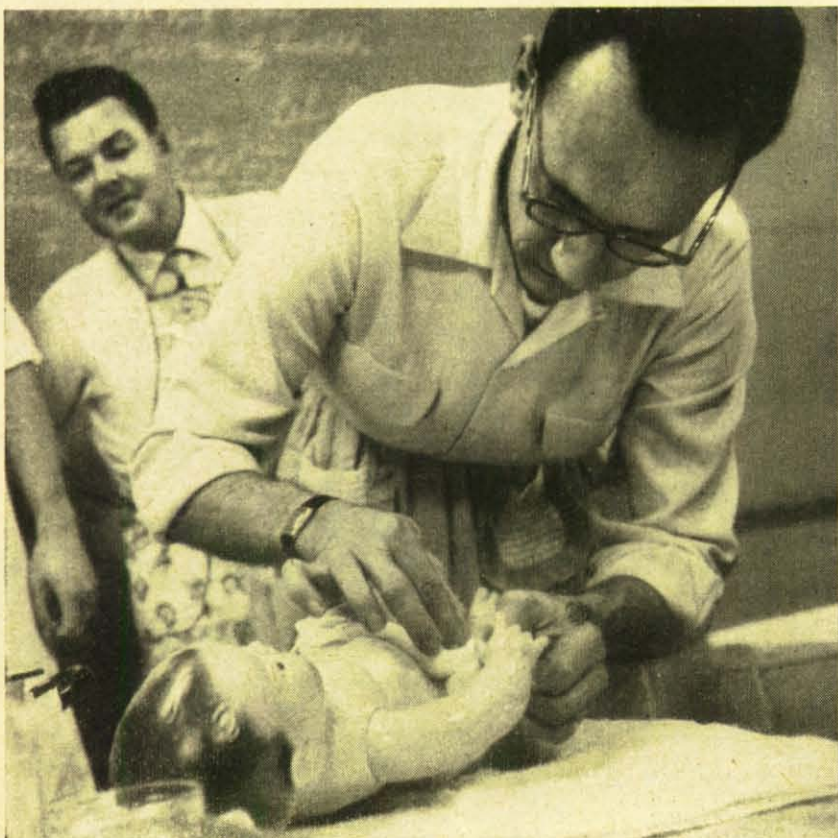
Stolzgeschwellt die Vaterbrust
Und voll Unternehmungslust,
Auge ganz und ganz auch Ohr,
Wagt sich Pappi endlich vor.

Als ein wirklich tapfrer Mann
Geht er forsch ans Kind heran:
„Was soll denn dabei schon sein?“
Redet er sich selber ein.



Tja — das erste ist ein Bad,
Was das Kind nun nötig hat.
Leicht gesagt, doch schwer getan:
Pappi schaut sich's erst mal an.

Hilfe bleibt nicht lange fern,
Junge Damen helfen gern.
Scht, mit welchem kühnen Mut
Vater seine Pflichten tut.



Baby ist ein Wickelkind,
Wie es kleine Kinder sind.
Fein gesäubert, blütenfrisch
Kommt es auf den Wickeltisch.

Liebevoll und zart und fein
Wickelt es der Pappi ein.
„Gott sei Dank, das wär' geschafft!“
Pappi macht das meisterhaft.



Unser Baby hatte Glück,
Weil als Pappis Probestück
Dieses Kindchen hier aus Pappe
Hergestellt ist als Attrappe.



Fertig ist der Väter Tun.
Baby darf jetzt endlich ruhn.
Liebe Pappis, lernt geschwind —
Falls es kommt — das echte Kind!



Niemand sieht es,

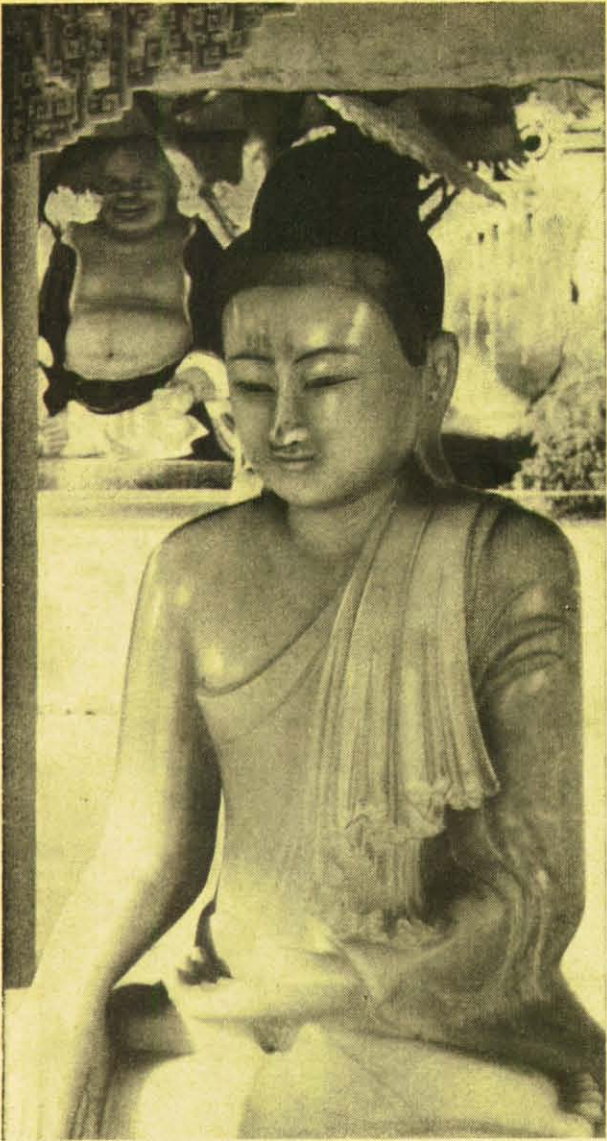
daß Sie ein künstliches Gebiß tragen, wenn Sie

Kukident

regelmäßig benutzen

REINIGUNGS-PULVER · HAFT-CREME · HAFT-PULVER

Kukirol-Fabrik Kurt Krisp K. G., (17a) Weinheim (Bergstr.)



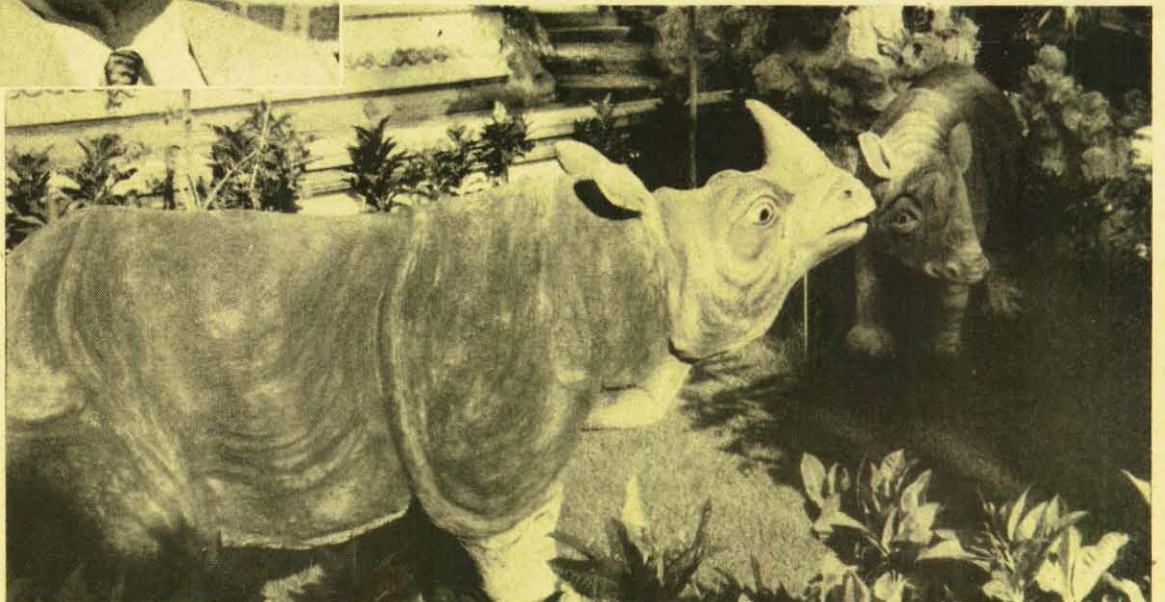
Grotesk ist der Spuk aus Gips — aber der abgeklärte Buddha lächelt ebenso milde und nachsichtig dazu wie zu den vielen übrigen menschlichen Torheiten, deren er gewahr wird.

ZOO in Gips

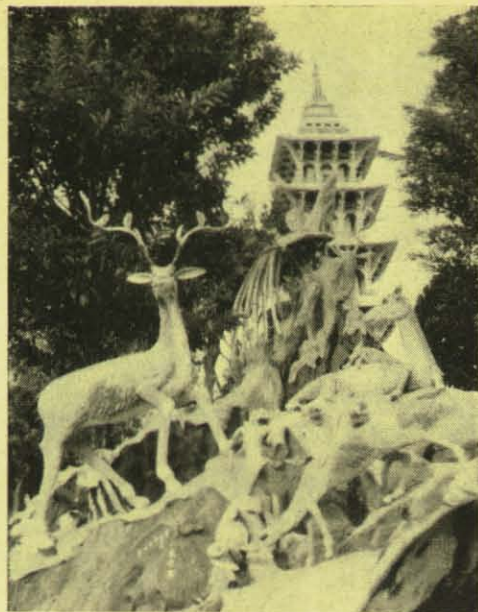


Reittiere für koboldhafte Reiter, die in Tiergestalt menschliche Reiter (und Ritter) verulkern, sind diese riesigen Laufvögel. Auch sie sind als Mitwirkende in diese große Parodie eingespant. Sie scheinen zu wissen, daß es sich um eine Verulkung handelt; der Ausdruck ihrer Gesichter gibt der Mimik eines Clowns kaum etwas nach. Triumphierend scheinen sie sich zu brüsten: „Das alles gibt's in Gips!“ Sie stecken ihren Kopf nicht in den Sand.

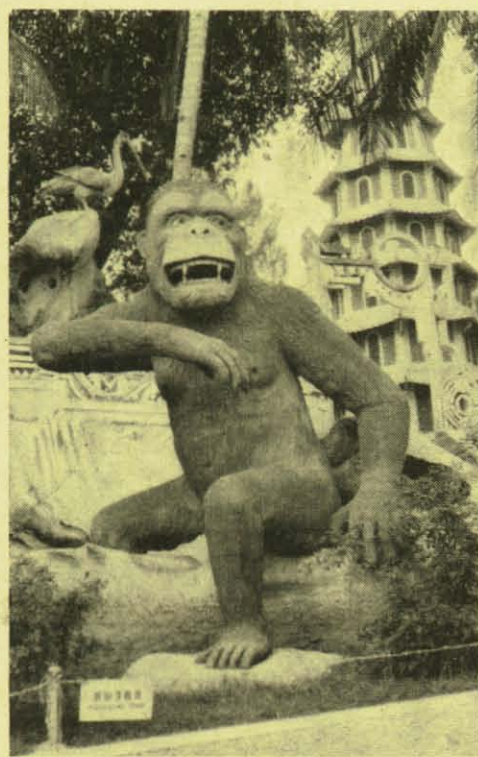
Nicht aus Gips — aus Fleisch und Blut ist Herr Aw Boon Haw, der Urheber dieser ganzen Gipswelt.



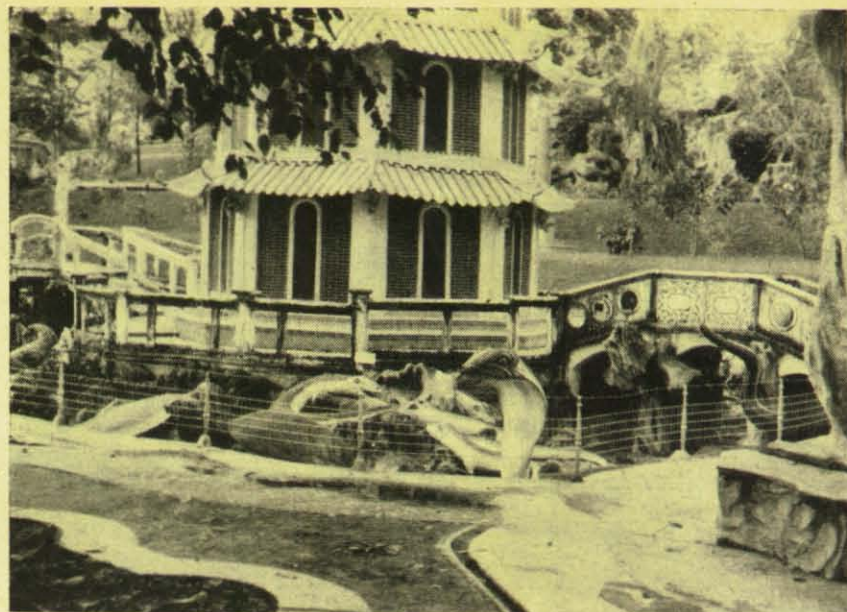
Das Horn auf der Nase wirkt schon bei lebenden Nashörnern, als habe die Natur es ihnen zur Maskerade aufgesetzt. Die bizarre Form läßt fast vergessen, daß der gewaltige Nasenzierrat eine mörderische, lebensgefährliche Waffe ist. Bei diesen Kolossen aus Gips, die nie in ihrem „Leben“ in die Lage kommen, Wehrhaftigkeit an den Tag zu legen, steigert es das Komische bis zum Absurden. Aber genau das hatte der Schöpfer dieses Gips-Tierparks beabsichtigt. In seiner Lust am Persiflieren traf er zwei Fliegen mit einem Schlag: Er machte die Freude des Europäers an exotischen Tierparks lächerlich, und er karikierte gleichzeitig die Tiere selbst, die dieses gipserne Tierparadies bevölkern. Eins aber muß man dem Sonderling lassen: seine abenteuerliche Erfindung hat immerhin Stil.



Der weiße Hirsch, den zu pirschen im deutschen Volkslied drei Jäger ausziehen, ist hier Wirklichkeit geworden. Weiß zwar ist dieses Gipstier — aber nicht etwa in Anlehnung an das Liedchen. Er verdankt seine Weiße lediglich dem Material und seine komische Gestalt der regen Phantasie seines eulenspiegelähnlichen Urhebers.



Selbst der „Waldmensch“, der von den Eingeborenen mit abergläubischer Ehrfurcht verehrte Orang-Utang, mußte es sich gefallen lassen, als Schauobjekt in diesem parodierten Zoo aufzutreten. „Bitte nicht berühren“ mahnt das Schildchen an dem umzäunenden Draht. Bei einem echten Orang wäre solche Mahnung überflüssig.



In zügelnder Gier bäumen sich Schlangen auf, Riesenechsen hausen mit ihnen gemeinsam in der Schlangengrube. Von den Pagodentürmen des Gartens aus blickt das Auge auf die riesige Weite des Indischen Ozeans. Der Gegensatz läßt die Ausgeburt der Phantasie von Herrn Aw Boon Haw fast beklemmend erscheinen, der so reich war, daß er sich diesen Scherz Unsummen konnte kosten lassen. Er verdankt seinen Reichtum dem „Tiger-Balsam“, einem rasend gekauften Mittel gegen den Tropen-Kopfschmerz. So konnte er sich ungehemmt Kopfschmerzen um die Ausgestaltung des Zoos machen.



Respekt vor abendländischer Sagenwelt war Herrn Tiger-Balsam fremd. Jedem besseren Westeuropäer ist die Sage von Paris geläufig, der unter drei Göttinnen die schönste zu erwählen hatte. Hier zwar sind nur zwei Bewerberinnen vorhanden — aber dem östlichen Paris dürfte die Wahl trotzdem schwerfallen. Nun, es war Aw Boon Haws Wille, daß die Szene so geriet. Ein Zuwachs des Zoo ist nicht zu erwarten — sein Schöpfer ist seit einem Jahr tot. Seine Asche ruht inmitten seines „Schöpfungswerkes“. Noch in der Wahl seines Bestattungsortes bewies er seinen eigenartigen, ausgefallenen Humor.

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag gewesen. Den ganzen Nachmittag hatte ich mein Hotelzimmer nicht verlassen. Ich hatte vergeblich versucht, ein wenig zu schlafen. Warum in aller Welt war ich zu dieser Jahreszeit nach Singapur gekommen! Als auch die hereinbrechende Dämmerung keine Abkühlung brachte, entschloß ich mich, ans Meer zu fahren. Dort würde es windig und kühl sein.

Fast eine halbe Stunde holperte das klapprige Taxi durch die Vororte, vorbei an britischen Befestigungen, einsamen Bungalows und den Baumriesen des tropischen Dschungels. Irgendwo, in einer Serpentine über dem Wasser, ließ ich halten und entlohnte den Fahrer. Ob er auf mich warten sollte, fragte er. Nein! Ich wollte die Nacht in irgendeinem kleinen Dorf verbringen.

Ich sah den Lichtern des Wagens nach, bis die Dunkelheit sie verschluckt hatte. Dann stieg ich, ohne auf einen Weg zu achten, von der Höhe hinunter, dem Meer entgegen. Ich ging zwischen zwei Büschen durch und... mein Atem stockte. Sah ich richtig, oder narrete mich meine Phantasie?

Vor mir auf einem kleinen Felsen reckte sich eine unheimliche Gestalt gegen den helleren Himmel. Was war

das? Ich stand wie angewurzelt, bis — ja, bis das Licht des Mondes auf mein Gegenüber fiel. Ein riesiger Affe fletschte seine langen Zähne und streckte mir seine Arme entgegen. Ich sprang durch die Sträucher und rannte davon, so schnell mich meine Füße tragen wollten. Ich lief im Zickzack, um das Untier zu täuschen und von meiner Spur abzubringen. Nach einer Weile blieb ich stehen und lauschte. Aber es waren keine Tritte hinter mir zu hören, kein Brechen von Zweigen. Es war ganz still. Nur mein keuchender Atem und das eintönige Hämmern und Zirpen der Zikaden umgaben mich. Ich mußte versuchen, so schnell wie möglich aus diesem Labyrinth sich kreuzender und wieder verlierender Wege herauszukommen. Ich bog um eine Ecke, sprang aber sogleich wieder hinter ein Gebüsch.

Drei ausgewachsene Strauße standen unbeweglich auf einer Lichtung, die Hälse gestreckt, und sahen mich unverwandt an. Es mußte Einbildung sein! Eine Folge der Hitze! Wie sollten Strauße an den Rand des malaiischen Dschungels kommen?! Ich rieb mir die Augen, aber die Riesenvögel verharrten an ihrem Platz. Jedes Geräusch vermeidend, tastete ich mich zurück.

Hatte ich mich in einen Zoo verlaufen? Aber die Tiere waren doch frei. Kein Gitter oder Graben trennte sie von mir. Bei diesem Gedanken lief mir erneut eine Gänsehaut über den Rücken. Im ungewissen Zwielficht sah ich ein Gebäude und schlich darauf zu. Entsetzt prallte ich zurück, als ich die Stufen zu der Pagode emporsteigen wollte. Ein ekelhaftes Knäuel von Schlangen und Nattern wälzte sich in einem Graben. Ich wußte kaum noch, was ich tat.

Endlich erblickte ich ein Tor. Dort hin mußte ich! Aber ich hatte es noch nicht erreicht, als ich von starken Armen gepackt wurde. Mein Schrei blieb mir im Hals stecken. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, biß und trat um mich. Aber meine Gegner waren stärker. Ich beruhigte mich ein wenig, als ich bemerkte, daß es menschliche Wesen waren.

Ich wurde in ein Haus gebracht, und hier erfuhr ich die Lösung des Rätsels. Ich war in den Gipszoo des sagenhaft reichen Aw Boon Haw geraten. Der höfliche Asiate entschuldigte das derbe Zupacken seiner Diener, aber sie hätten mich für einen Dieb gehalten. Für meinen Schrecken entschädigte er mich mit seiner Gastfreundschaft.



Ein Seitenhieb auf den Micky-Maus-Rummel in den USA. Micky als Revolverheld. Hier gelang die Parodie einer Parodie.

Wolfgangs seltsamer Freund

VON FINN SOEBORG

Wolfgang traf Alfred das erstmal, als er mit seinem Kinderdreirad auf der Straße fuhr, die in die Heide hinausführte. Plötzlich tauchte ein merkwürdiger Mann neben ihm auf. Er trug ein schmutziges Hemd, durchlöcherne Hosen und Stiefel, aus denen die nackten Zehen hervorschauten. Wolfgang hielt an und starrte den Fremden mit einer Mischung aus Furcht und Neugier an.

„Hast du heute mittag Glotzsuppe gegessen?“ fragte der Mann.

Wolfgang schüttelte verwundert den Kopf. Er begriff nicht, woher der Fremde wissen konnte, was er zu Mittag gegessen hatte.

„Ich heiße Alfred“, sagte der Mann. Wolfgang sah, daß er nur zwei Zähne hatte, einen oben und einen unten. Das machte ihm großen Eindruck.

„Wo fährst du hin?“ fragte Alfred.
„Ich will ein Stück in die Heide.“
„Dann komme ich mit“, sagte Alfred, „da wohne ich nämlich.“

Gemeinsam machten sie sich auf den Weg. Wolfgang strampelte auf seinem kleinen Dreirad, Alfred schlenderte neben ihm her. Nach zehn Minuten kamen sie an eine baufällige Hütte. „So“, sagte Alfred, „hier wohne ich. Leb wohl, mein Junge.“

Wolfgang starrte fassungslos auf den Verschlag.

„Möchtest du mich besuchen?“ fragte Alfred. Wolfgang zögerte. Seine Mutter hatte ihm streng verboten, mit fremden Leuten zu gehen; aber seine Neugier war stärker. Die Hütte hatte nur ein



Alfred zog den Korken aus einer Flasche, die auf dem Tisch stand, und nahm andachtsvoll einen sehr, sehr langen Schluck.

Zimmer. An der Wand stand ein Bett, auf dem eine Woldecke lag. Sonst gab es nur noch einen wackeligen Tisch und zwei Stühle. Alfred setzte sich an den Tisch und sagte: „Gefällt dir mein Schloß? Du darfst dich gern hinsetzen.“

Wolfgang nahm unschlüssig auf dem zweiten Stuhl Platz. So also sah ein Schloß aus! Er war stumm vor Überraschung.

Alfred zog den Korken aus einer Flasche, die auf dem Tisch stand, und nahm einen langen Schluck.

„Was ist das?“ fragte Wolfgang.
„Himbeersaft!“ Alfred grinste und wischte sich den Mund am Ärmel ab.

Wolfgang sah ihn bewundernd an. „Hast du gar keine Angst, hier draußen zu wohnen, wenn es dunkel wird?“ — „Wenn mir jemand zu nahe kommt“, sagte Alfred, „dann lasse ich ihn an dieser Knospe riechen!“ Er ballte die Faust und krümmte den Arm. Wolfgang sah, daß sich ein Muskelberg unter dem Hemdsärmel wölbte. „Kannst du alle verhauen?“ fragte er. „Alle“, behauptete Alfred. „Auch Tarzan?“ Alfred gab zu, daß Tarzan eine Ausnahme mache. Er öffnete die Tischschublade, nahm ein Stück Holz und ein Messer heraus und begann mit einer Schnitzerei. Hin und wieder trank er einen Schluck Saft. „Was soll das werden?“ fragte Wolfgang gespannt. „Ein Schiff.“ — „Wer bekommt es, wenn es fertig ist?“ — „Das möchtest du wohl gern wissen!“

Alfred nahm wieder einen Schluck. Wolfgang beobachtete ihn, während er mit der Schnitzerei beschäftigt war. Alfred erzählte von seinen Besuchen bei Königen und Kaisern. Hin und wieder wackelte er mit den Ohren. Wolfgang kam aus dem Staunen nicht heraus. „Was ist dein Vater?“ fragte Alfred nach einer Pause.

Der Junge bekam einen roten Kopf. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Er genierte sich, einem Mann wie Alfred zu gestehen, daß sein Vater Bankbeamter war und Zahlen schrieb. „Mein Vater ist Lokomotivführer“, sagte er.

„Lokomotivführer?“ Alfred nickte befriedigt. „Ein schöner Beruf!“

Wolfgang dachte an seinen Vater, der in einer Bank saß, keine Schiffe schnitzen konnte und obendrein auch noch alle Zähne hatte. Wahrhaftig, er hielt keinen Vergleich mit Alfred aus!

Wolfgang blieb bei ihm, bis es zu dunkeln begann. „Nun muß ich nach Haus“, sagte er schließlich, „aber morgen komme ich wieder.“

„Wo hast du bloß den ganzen Nachmittag gesteckt?“ fragte seine Mutter, als er heimkam. — „Ich habe mit Alfred gespielt.“ — „Fein, daß du einen neuen Spielkameraden gefunden hast. Ist er nett?“



„Alfred darf es nicht vergessen, den Ballon mitzunehmen, den du an seine Stuhllehne gebunden hast“, krächte Wolfgang, „nicht wahr, Mutti?“ „Nein, das ganz gewiß nicht.“

Wolfgang hatte bislang nicht darüber nachgedacht, ob Alfred unter die Rubrik „nett“ falle. Sein Gefühl sagte ihm aber, daß seine Mutter vermutlich eine andere Bezeichnung wählen würde. Er hielt es jedoch für ratsam, eifrig zu nicken. Andernfalls würde er kaum die Erlaubnis bekommen, ihn wieder zu besuchen.

Fortan ging Wolfgang fast täglich zu seinem neuen Freund hinaus. Alfred schnitzte ihm Flöten oder wanderte mit ihm ein Stück in die Heide, um Vogeleier zu suchen. Manchmal saßen sie auch zusammen in der Hütte. Alfred arbeitete an einem Schiff, wackelte mit den Ohren oder zeigte Zauberkunststücke. Er ließ ein Geldstück in der Luft verschwinden und zog es hinterher aus Wolfgangs Nase.

Wolfgangs Mutter freute sich über den neuen Freund ihres Jungen. „Was ist denn Alfreds Vater?“ fragte sie. „Alfred hat keinen Vater.“ — „Der Ärmste!“

Allmählich wurde ihr klar, daß Alfred ziemlich mittellos sein mußte. Hin und wieder wickelte sie Wolfgang ein Stück Kuchen für ihn ein. Alfred knabberte mit seinen zwei Zähnen daran herum und spülte es mit Himbeersaft hinunter. „Du hast wirklich eine gute Mutti“, sagte er.

Himbeersaft trinkt er offenbar für sein Leben gern, dachte Wolfgang.

Eines Tages gab seine Mutter einen Karton altes Spielzeug mit. Alfred staunte, als ihm Wolfgang das Paket überreichte. „Donnerwetter! Soll das wirklich für mich sein?“ Wolfgang nickte. „Meine Mutter meint, du würdest dich darüber freuen.“

„Ich glaube, deine Mutter ist ein Spaßvogel!“

Wolfgang wunderte sich im stillen; er war noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß seine Mutter möglicherweise ein Vogel war.

Bald darauf hatte Wolfgang Geburtstag. „Wenn du willst“, sagte seine Mutter, „kannst du Alfred gern zu einer Tasse Schokolade einladen.“

Wolfgang war begeistert. Er hatte nicht zu hoffen gewagt, daß er Alfred wirklich einladen durfte.

„Natürlich soll er kommen“, sagte die Mutter, „er wird sich bestimmt freuen. Ich glaube, daß er nicht oft eingeladen wird.“

Das glaubte Wolfgang allerdings auch.

Einige Tage später überreichte Wolfgang seinem Freund eine vorgedruckte Einladungskarte, aus der hervorging, daß er sich freuen würde, Alfred am Mittwoch um 16 Uhr bei sich zu sehen. Alfred buchstabierte sich mühsam durch den Text. „Was bedeutet ‚U.A.w.g.‘?“ fragte er. Das wußte auch Wolfgang nicht, versprach aber, zu Hause zu fragen. Am nächsten Tag erklärte er, die

Abkürzung bedeute „Um Antwort wird gebeten“.

„Verstehe“, sagte Alfred. Er nahm die Karte und schrieb mit großen, ungelungen Buchstaben auf die Rückseite: „Ich bedanke mich und komme gern. Alfred.“

Die Mutter lächelte, als sie das las. „Geht Alfred in die Schule?“ fragte sie. Wolfgang schüttelte betreten den Kopf.

An seinem Geburtstag wachte er schon früh auf. Er konnte Alfreds Erscheinen kaum erwarten. Noch nie hatte er sich so auf seinen Geburtstag gefreut.

Auf dem Geburtstagstisch lagen ein Werkzeugkasten mit richtigem Werkzeug, mehrere Bilderbücher und eine Umhängetasche mit der Aufschrift: „Der kleine Postbote.“ Tante Ida kam bereits zum Mittagessen und schenkte ihm ein Spielzeugauto, das im Zimmer große Kreise fuhr.



Schließlich war Alfred satt. „Ich kann nicht mehr“, beteuerte er, „es steht mir schon bis hier“, und deutete mit dem Finger in den Mund, um zu zeigen, wie hoch es ihm stehe.

„Damit werde ich mit Alfred spielen“, jubelte Wolfgang.

„Wer ist denn Alfred?“ fragte Tante Ida.

„Das ist ein kleiner, armer Junge, mit dem Wolfgang täglich spielt“, erklärte seine Mutter, „er kommt heute nachmittag und trinkt Schokolade mit uns.“

Wolfgang begriff nicht, weshalb seine Mutter Alfred immer als kleinen Jungen bezeichnete. Er fand ihn durchaus erwachsen.

„Gibt es hinterher Himbeersaft?“ fragte Wolfgang. „Das ist nämlich Alfreds Lieblingsgetränk!“

„Aber natürlich!“ Wolfgangs Mutter stellte eine große Kanne Saft bereit.

Pünktlich um vier Uhr klingelte es. Wolfgang stürzte an die Tür und öffnete.

Draußen stand Alfred. Er trug dasselbe Zeug, das er auch sonst auf dem Leibe hatte; aber wer ihn kannte, konnte merken, daß er es gewaschen hatte. Wer ihn nicht kannte, konnte das allerdings nicht merken.

„Ich habe dir auch etwas mitgebracht, Wolfgang.“ Alfred überreichte seinem Freund einen kleinen, selbstgeschnitzten Dreimastschoner. Wolfgang brachte vor Freude kein Wort hervor.

„Ich habe noch die ganze Nacht daran gearbeitet“, fügte Alfred hinzu, „er mußte doch bis heute fertig werden!“

„Komm“ sagte Wolfgang schließlich, „nun sollst du meiner Mutter und Tante Ida guten Tag sagen.“

Er öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Als Alfred hereinkam, unterdrückten die beiden Frauen einen Schrei. Sie starrten den Besucher an, als sei er ein Geist.

„Das ist Alfred“, sagte Wolfgang stolz.

Einige Sekunden vergingen, bis sich Wolfgang's Mutter soweit gefaßt hatte, daß sie einen Ton hervorbringen konnte. „Sind Sie ... sind Sie Alfred?“ stammelte sie.

„Derselbe“, sagte Alfred und machte eine Art Verbeugung. „Ich finde es mörderisch nett von Ihnen, daß Sie mich eingeladen haben.“ Er streckte ihr eine mächtige Pranke hin.

„Allmächtiger“, murmelte Tante Ida. Wolfgang zog seinen Freund ins Esszimmer. „Jetzt wollen wir Schokolade trinken.“

„Das ist ja entsetzlich“, flüsterte Wolfgang's Mutter der Tante zu. „Ich glaube, Alfred sei ein Junge! Was soll ich bloß tun? Ich kann ihm doch keine Schokolade vorsetzen!“

„Doch, das mußst du“, sagte Tante Ida. Sie war davon überzeugt, daß er sie zuerst skalpieren und hinterher ermorden würde, wenn sie ihn beleidigten.

„Du mußt mir helfen“, sagte die Mutter bebend. Sie gingen in die Küche und holten die Schokolade herein. Wolfgang und Alfred saßen bereits am Tisch.

„Alfred darf nicht vergessen, den Ballon mitzunehmen, den du an seine Stuhllehne gebunden hast“, krächte Wolfgang, „nicht wahr, Mutti?“

„Nein, gewiß nicht, wenn sich Herr Alfred daraus etwas macht.“ Sie schenkte mit zitternder Hand Schokolade ein.

„Wenn du aber lieber den grünen haben willst, können wir gern tauschen“, sagte Wolfgang großzügig. Alfred versicherte, er sei in seinen Ballon geradezu vernarrt. Dann wandte er sich an Wolfgang's Mutter: „Ihr Mann ist jetzt sicherlich im Dienst“, sagte er, „und jagt mit seiner Lokomotive durch die Gegend.“

„Wie bitte?“ Sie sah ihn entgeistert an.

„Gütiger Himmel“ murmelte Tante Ida, „ein Wahnsinniger!“

Wolfgang bekam einen roten Kopf und rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. „Du mußt mehr Schlag-sahne essen, Alfred“, sagte er ablenkend.

Wolfgang's Mutter glaubte noch immer zu träumen. Alfred verzehrte vierzehn Stücke Kuchen und trank dazu neun Tassen Schokolade. Bei jedem Schluck gab es ein Geräusch, als ob eine Entenfamilie im Teich schnatterte. Tante Ida fuhr immer wieder erschrocken zusammen. Die Mutter lehnte mit weißem Gesicht an der Anrichte und hatte die Hände gefaltet.

Schließlich war Alfred satt. „Ich kann nicht mehr“, beteuerte er, „es steht mir schon bis hier.“ Er öffnete den Mund und deutete mit dem Finger in den Hals, um zu zeigen, wie hoch es stehe. Tante Ida bewegte die Lippen, brachte aber kein Wort hervor.

„Nun wollen wir Saft trinken“, sagte Wolfgang fröhlich, „du kannst trinken, soviel du willst.“

„Ja“, sagte Wolfgang's Mutter verlegen, „mein Junge erzählte mir, daß Sie ein großer Safttrinker sind.“

Alfred grinste. „Das ist vollkommen richtig.“

Die Mutter dachte verzweifelt darüber nach, was sie hinterher mit dem Gast anfangen könnte. Ursprünglich hatte sie sich vorgenommen, die beiden im Sandkasten spielen zu lassen, aber das ging wohl nun nicht. Glücklicherweise zeigte sich Wolfgang der Situation gewachsen. Er bat Alfred, Proben seiner Kunst zu zeigen. „Wackele bitte mit den Ohren“, sagte er, „meine Mutter soll es auch sehen.“ Alfred wackelte kräftig mit den Ohren. Er fühlte, daß er sich anstrengen mußte, um seine Gastgeber nicht zu enttäuschen.

„Er kann auch nur mit einem Ohr wackeln“, verkündete Wolfgang stolz. Alfred wackelte zuerst mit dem rechten, dann mit dem linken Ohr. „Zeig ihnen jetzt den Trick mit dem Kronenstück“, schlug Wolfgang vor. Alfred bat höflich um ein Ein-Kronen-Stück.

Wolfgang's Mutter ging verwirrt hinaus, um ihre Geldtasche zu holen. Tante Ida begleitete sie. „Gib ihm lieber nur fünf Öre“, flüsterte sie. Alfred bekam ein Fünf-Öre-Stück. Er nahm die Münze in seine mächtige Hand und machte ein paar merkwürdige Bewegungen. Als er die Hand wieder öffnete, war die Münze verschwunden. Wolfgang's Mutter dankte ihrem Schöpfer,

Fortsetzung Seite 16



„Man darf ein Zauberkunststück nie wiederholen“, rief Tante Ida voller Geistesgegenwart aus.

Freude haben - Kosten sparen

BMW Isetta fahren!



... innen groß

Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind. Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein

Parkt auf etwa 1/2 Autofläche. Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



... fahrsicher

weil auf 4 Rädern, mit starkem Stahlrohrfahrgestell. Tür schließt lautlos zuverlässig.



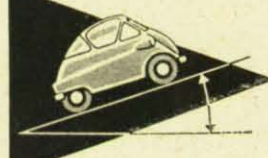
... allseitig geschlossen

daher wetterfest, doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch

für jedermann, jeden Beruf, jeden Weg, jedes Wetter. Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust

wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor. Höchstgeschwindigkeit 85 km/st. Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich

Jährliche Steuer DM 44.- (weniger als ein Großstadt-Dackel!) Normverbrauch 3,3 Liter/100 km.



Preis DM **2750.-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt, erfüllt das Motocoupe BMW Isetta allen - beruflich und privat.

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

AN DIE MITARBEITER UND HELFER DES BLSV

Mit der vorliegenden Ausgabe der ZB-Illustrierten ist die Einführung der Zeitschrift innerhalb der Organisation des BLSV abgeschlossen. Ein umfangreicher Direktversand bis zu den einzelnen Ortsstellen bot die Möglichkeit, daß jedem Helfer eine Februar-, eine März- und diese Aprilnummer der ZB ausgehändigt werden konnten, und zwar jeweils zum gleichen Zeitpunkt, zu dem die Hefte auch im öffentlichen Handel erschienen.

So hatten alle Mitarbeiter und Helfer Gelegenheit, sich in Ruhe ihr Urteil über die neue Zeitschrift zu bilden. Wir dürfen annehmen, daß es zugunsten der ZB-Illustrierten ausgefallen ist. Jedenfalls sind keine Bemühungen und keine Kosten gescheut worden, um schon die Einführungsnummern reichhaltig und wertvoll auszustatten, damit von Anfang an der Eindruck eines redaktionell auf die Belange des BLSV abgestimmten, ausgereiften Blattes entstand.

Um diese Leistungen beibehalten zu können, ein regelmäßiges Erscheinen im jetzigen Umfang zu gewährleisten und den geplanten weiteren Ausbau der Zeitschrift zu verwirklichen, bedarf es natürlich eines großen Stammes fester Abonnenten aus den Reihen des BLSV. Wir haben uns deshalb besonders gefreut, daß sich so viele von Ihnen, gleich nachdem das erste Heft vorlag, zu einem festen Bezug entschlossen haben, und wir sind Ihnen für diesen Beweis einer tätigen Unterstützung und des Verständnisses für die Bemühungen des BLSV dankbar.

Der Anfang zu einer erfolgreichen Entwicklung der ZB-Illustrierten ist damit gemacht. Sicherlich werden sich noch viele aus den Reihen des BLSV, nachdem sie sich mit der Zeitschrift haben vertraut machen können, nunmehr zum Bezug der ZB-Illustrierten entschließen und sich des unten eingedruckten Bestellscheines bedienen. Der BLSV seinerseits setzt auch in Zukunft alles daran, daß die ZB von den Mitarbeitern, den Helfern und ihren Familien als belehrender und unterhaltend-plaudernder Freund empfunden wird.

Bundes-Luftschutzverband e. V.
— Bundeshauptstelle —

Für Helfer des BLSV: Wenn Sie die ZB-Illustrierte regelmäßig lesen möchten, dann senden Sie bitte diesen Bestellschein ausgefüllt an die Hauptstelle des BLSV in Köln.

BESTELLSCHHEIN A

Ich/wir bestelle(n) hiermit..... Exemplar(e)
der

ZB-Illustrierten Ausgabe A

Die Zeitschrift erscheint zunächst monatlich einmal. Der Bezugspreis von DM 4.80 für ein Jahr (12 Hefte) wird von der Post vierteljährlich mit DM 1.20 zuzüglich der ortsüblichen Gebühr erhoben. (Bitte deutlich schreiben:)

.....
Vor- und Zuname

.....
Beruf

.....
Wohnort und Straße

An den
**Bundes-Luftschutz-
verband e. V.**
Bundeshauptstelle
(Referat VI)

KÖLN
Friesenplatz 16

Fortsetzung von Seite 15

Wolfgangs seltsamer Freund

daß sie Tante Ida das Rat befolgt und ihm keine Krone gegeben hatte.

„Nun wollen wir sehen, ob wir das Geld wiederfinden“, sagte Alfred und ging auf Wolfgang zu.

„Nein“, schrie der Junge entzückt, „such bei Mutti!“

Alfred zögerte einen Augenblick, dann ging er zu Wolfgangs Mutter und sah sie durchdringend an: „Was haben Sie denn da?“ rief er. Mit einer raschen Bewegung seiner schwarzen Finger packte er ihre Nase und hielt in der nächsten Sekunde das Geldstück wieder in der Hand.

Die Mutter sank in einen Sessel und bat um ein Glas Wasser.

„Nun kommt Tante Ida an die Reihe“, schrie Wolfgang begeistert. „Man darf ein Zauberkunststück niemals wiederholen“, rief Tante Ida geistesgegenwärtig.

Schließlich sah Alfred auf die Uhr. „Ich verschwinde nun“, sagte er, „es war mörderisch nett von Ihnen, mich einzuladen.“ Die Mutter stammelte, es sei ihr ein Vergnügen gewesen.

Dann ging Alfred, den Ballon an einem Bindfaden in der Hand. Wolfgang stand in der Tür und winkte, bis sein Freund verschwunden war.

Die weiblichen Frauen rissen unterdessen alle Fenster auf. „Es dauert ein paar Tage, bis der Gestank verschwindet“,

sagte Tante Ida. Ihrer Schwester kamen fast die Tränen: „Wie soll ich Wolfgang nur klarmachen, daß er diesen Menschen nicht wieder besuchen darf?“

„Weißt du was? Ich nehme den Jungen einfaß mit zu mir in die Stadt, bis er die ganze Sache vergessen hat.“

Als man Wolfgang von dem Beschluß unterrichtete, freute er sich zunächst; aber dann kamen ihm Bedenken. „Ich glaube nicht, daß ich Alfred so lange entbehren kann“, meinte er. Tante Ida schüttelte den Kopf. „Ach, Unsinn. Wir gehen ins Kasperle-Theater und in den Zoologischen Garten und...“

Eine halbe Stunde später der Vater nach Hause. Als sie sich zu Tisch setzen wollten, war der Junge verschwunden. „Wir fangen schon an“, sagte seine Mutter, „er kommt sicher bald.“

Zehn Minuten später stürzte Wolfgang atemlos ins Zimmer. „Wo bist du bloß gewesen?“ fragte sein Vater.

„Ich mußte doch Alfred Bescheid sagen“, keuchte Wolfgang. Die beiden Frauen sahen einander wortlos an und wurden wieder blaß.

„Und Alfred hat mir fest versprochen“, fuhr der Junge fort, „daß er mich besucht, wenn ich in der Stadt wohne.“

Tante Ida hielt sich am Tisch fest. „Allmächtiger“, murmelte sie...

(Aus dem Dänischen von Werner Lüning)

Im letzten Augenblick

Von Herbert Harris

Ich schleuderte meinen Koffer in das Taxi und sprang hinterher. „Zum Hafen“, keuchte ich. „Fahren Sie, was das Zeug hält!“ „Wollen Sie etwa noch den Dampfer erwischen?“ erkundigte sich der Chauffeur neugierig und teilnahmsvoll. „Es geht mich ja nichts an — aber der ist jetzt sowieso schon längst weg.“ „Auf jeden Fall möchte ich sofort zum Hafen, wenn Sie nichts dagegen haben!“ rief ich erbot.

Der scharfe Ton meiner Worte beeindruckte ihn offensichtlich. Er verzichtete zu meinem größten Erstaunen auf weitere Einwendungen und fuhr mich in halsbrecherischem Tempo auf dem kürzesten Weg zur Anlegestelle.

Und da sah ich ihn auch schon — den Dampfer! Meinen Dampfer! Ich hatte also noch eine Chance, wenn auch eine verschwindend kleine, wie ich gleich feststellen mußte. Das schrille Läuten der Schiffsglocke und ein dumpfes Dröhnen aus dem Innern des Schiffes sowie der in halber Höhe schwebende Laufsteg verkündeten mir, daß ich nun noch mit Hilfe eines akrobatischen Kunststücks an Bord gelangen konnte. Ich rannte... rannte wie noch nie in meinem Leben. Selbst Nurmi hätte ich in diesem dramatischen Augenblick geschlagen!

Bereits zwei Meter von der Kaimauer entfernt schwebte der Laufsteg des Dampfers in der Luft. Dazwischen gähende Tiefe — drohend gurgelndes Wasser. Ich zögerte. Springen oder

nicht springen, das war hier die Frage. Ich sprang!

Ich fand mich mit schmerzenden Gliedern auf dem Laufsteg wieder und hörte vages Stimmengewirr. Mühsam richtete ich mich auf — den Koffer in der Hand. Aber noch immer drohte unter mir das tückische Wasser. Sicherheitshalber legte ich mich platt auf den Steg und kroch auf allen vierten langsam an Bord. Den Koffer schleifte ich hinter mir her. Endlich in Sicherheit, blieb ich erschöpft und nach Luft schnappend auf dem Boden sitzen. Nie wieder, so schwor ich mir, würde ich derart leichtsinnig sein!

Dann fiel mir ein Mann in weiten blauen Hosen auf, der neben mir stand und mich aufmerksam betrachtete.

„Das wäre beinahe schiefgegangen“, stöhnte ich, während ich mir die schmerzenden Glieder rieb. Doch rasch getröstet und befriedigt fügte ich hinzu: „Hauptsache ist aber, ich habe es noch geschafft...“

Das Gesicht des Mannes verzog sich zu einem breiten Grinsen: „Wirklich eine beachtliche sportliche Leistung“, meinte er. „Aber wenn Sie gewartet hätten, bis der Laufsteg ganz heruntergelassen worden war, wäre der Weg an Deck für Sie zweifellos bedeutend bequemer gewesen.“

Ein Blick in sein schadenfrohes Gesicht, und plötzlich dämmerte es in meinem Hirn: Der Dampfer — es war allerdings nicht meiner — legte gerade an!

Guter Mensch im Alltag

Ein Knirps gibt ein Beispiel

Mein Weg zum Büro führt mich durch eine Geschäftsstraße, die von hastenden Menschen, Autos, Radfahrern und Straßenbahnen belebt ist. Da treffe ich nun jeden Morgen um die gleiche Zeit einen sieben- bis achtjährigen Knirps, der fröhlich und gutgelaunt in die Schule marschiert. Sein blonder Schopf leuchtet mir meist schon von weitem entgegen. Aus diesen täglichen Begegnungen — wir haben beide ein Stück Weg gemeinsam — entwickelte sich mit der Zeit eine muntere Bekanntschaft. Unbefangen erzählt er von seinen kleinen Erlebnissen. Besonders stolz ist er darauf, daß er bisher noch niemals zu spät gekommen ist — weder verschuldet noch unverschuldet. Ja, der Lehrer hält ihn den anderen sogar als nachahmenswertes Beispiel vor.

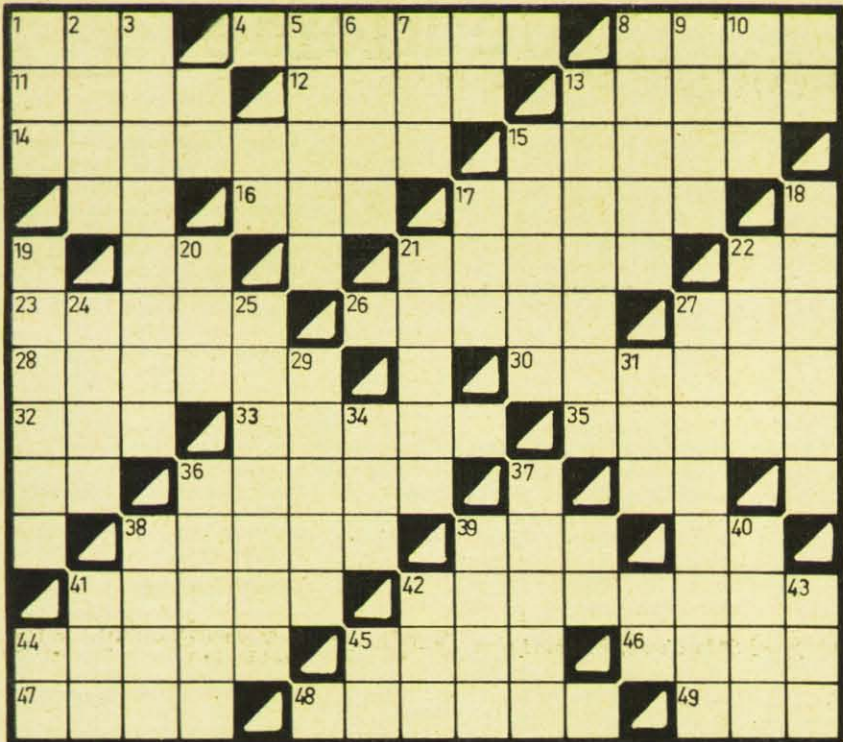
Fines Morgens hatte ich verschlafen

und eilte mit großer Verspätung durch das Menschengewühl. Und siehe da, meinem kleinen Freund schien es ähnlich ergangen zu sein. Wie ein Wiesel flitzte er mit hochrotem Köpfchen an mir vorbei. Bald war das aufgeregt hüpfende Schulränzchen seinen Blicken entschwunden. Um so erstaunter war ich, als ich ihn plötzlich wiedersah, wie er mit liebevoller Geduld einen Blinden durch das Verkehrsgewühl auf die andere Straßenseite geleitete. Gleich darauf kehrte er wieder und setzte seinen Dauerlauf fort.

„Aber jetzt kommt das doch bestimmt zu spät in die Schule“, rief ich ihm bedauernd nach.

„Macht nichts“, schrie er tapfer zurück, und seine Stimme zitterte ein wenig. „von den Erwachsenen hatte doch keiner Zeit für den armen alten Mann.“

KREUZWORTRATSEL



Waagrecht: 1. Zugmaschine (Abk.), 4. Bereich von acht Tönen, 8. Amtstracht, 11. orient. männl. Vorname, 12. See in Südwestasien, 13. heiliges Buch der Mohamedaner, 14. Roman von Zola, 15. Vorratsraum, 16. Ferment, 17. Wüstenschiff, 21. rauhes Wollgewebe, 23. Tierunterkunft, 26. Wundabsonderung, 27. fränk. Flur, 28. Altersversorgung (Mehrz.), 30. Nage-, Pelztier, 32. Biersorte, 33. Druckgußform, 35. dtsh. Funkstation, 36. franz. Schriftsteller (Vater und Sohn), 38. Flammenbote, Engel, 39. abess. Fürstentitel, 41. Nage-, Pelztier, 42. Streit, Zerwürfnis, 44. chem. Element, 45. Jagdwild, 46. Erdgürtel, Himmelsstrich, 47. Verbindungsstift, 48. schirmlose Kopfbedeckung zur Amtstracht, 49. Warthezufluß.

Senkrecht: 1. nautisches Meßinstrument, 2. Vorzeichen, 3. Reisegesellschaft in der Wüste, 5. Wasserstraße, 6. Pferdegangart, 7. Schlangenfisch, 8. Fischeier, 9. Stadt und Fluß in Rußland, 10. Nachtlokal, 13. ehem. dtsh. Kolonie, 15. Verkaufsraum, 17. Unrat, Schmutz, 18. Südfrucht, 19. Staat in Palästina, 20. Singstimme, 21. röm. Grenzwall, 22. Opernlied, 24. Nationalheld der Schweizer, 25. röm. Totengeister, 27. Vulkanausbruch, 29. Stadt in Belgien, 31. Zeitabschnitt, 34. Kartenreiter, 36. Soll, Schuld (kfm.), 37. franz. Maler (gest. 1883), 38. südamerik. Staat, 39. Königin der Blumen, 40. Hautpickel, 41. türk. Ehrentitel, 42. Gebirgsschlucht, 43. span. Küstenlandschaft (ch = ein Buchstabe).

SILBENRATSEL

Aus den Silben: ben — ben — ber — bir — chan — che — chel — del — duz — erz — fe — fer — garn — gart — ge — ge — grim — hard — her — i — in — in — kas — ke — kum — land — le — le — li — lor — lu — ni — no — pie — rein — ror — schlä — se — sie — sie — so — son — stutt — ta — ter — ti — tief — to — u — u — un — va — vor — vreau — woll — zell — zi — zog — zucht sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben — von oben nach unten gelesen — ein Wort von Bundesminister Dr. Schröder ergeben (ch = 1 Buchstabe).

1. Kernfort einer Festungsanlage, 2. Fortpflanzung zw. Blutsverwandten, 3. Hauptstadt des Fürstentums Liechtenstein, 4. Bezeichnung des Wolfes in der Tierfabel, 5. bekannter Speisepilz, 6. Prinzentitel des Hauses Habsburg, 7. Schauspieler und Regisseur (1873—1944), 8. Hafen am Tyrrenischen Meer, 9. etwas Einzigartiges, 10. kleines Küstenschiff, 11. größter Fluß Mittelitaliens, 12. kleines Nagetier, 13. feines Ziegenleder, 14. Bezeichnung für nicht zu verwirklichende Ideen, 15. bekannte Oper von d'Albert, 16. künstliche Spinnfaser, 17. Einziehen von Außenständen, 18. Teil des Rhein. Schiefergebirges, 19. Schreckensherrschaft, 20. Stadt in Württemberg, 21. heiteres Kehrreimlied, 22. Volksrepublik in Mitteleuropa.

Hilfsbereit

Tristan Bernard antwortete einem Freund, der ihn fragte: „Wenn das Louvre-Museum brennt, welches Bild würdest du retten?“
„Das, das am nächsten vom Ausgang hängt!“

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 3

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Laus, 3. Floh, 6. Ale, 8. Tinte, 10. Ana, 13. Darre, 14. Kamin, 15. Elch, 16. Zug, 18. Omen, 19. Reh, 20. Tanne, 21. Eta, 22. Eber, 23. Ufer.
Senkrecht: 1. Lerche, 2. Ute, 4. Lek, 5. Hammer, 6. Ader, 7. Lale, 9. Neun, 11. Niet, 12. Anna, 16. Zar, 17. Gnu.

Silbenrätsel: 1. Wismut, 2. Interview, 3. Libelle, 4. Lamarr, 5. Sindbad, 6. Telepathie, 7. Dolomiten, 8. Uranus, 9. Gigolo, 10. Erpel, 11. Larifari, 12. Ironie, 13. Erwerb, 14. Botokude. — „Willst du geliebt werden, so liebe!“

Kreuz und quer: 1—2 Start, 2—6 Tasse, 1—4 Spass, 3—5 Maske, 3—7 Manet (oder Monet!), 4—6 Sense, 5—9 Elemi, 6—8 Ebene, 6—10 Enkel, 7—9 Tokai, 8—11 Erker, 10—11 Lager.

Wer knackt die Nuß?: Falsch sind 4) und 5) Der Hase schläft mit geschlossenen Augen. Fahrenheit verwendete Quecksilber anstelle von Weingeist (nicht anstelle von Salmiakgeist!).



„Bombenangriff?“ — „Nein, nur ein Ferngespräch!“

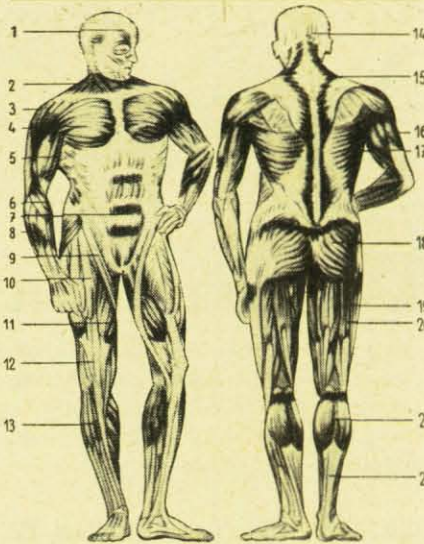
ZB Illustrierte • Zeit-Berichte + Zeit-Bilder • Erscheint monatlich einmal im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Fernsprecher Nummer 213 61
Chefredakteur: Fried. Walter Dinger Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier
Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Telefon 57194. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius.
Anzeigenverwaltung: Münchner Buchgewerbehaus GmbH. Verantwortlicher Anzeigenleiter: i. V. Johannes Seifert. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig. Alleinauslieferung für Österreich: Morawa & Co., Wien, Wollzeile 16, Preis S 2.80. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien 1, Freyung 11. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis frs 45.— einschließlich Zustellgebühr. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint vorerst monatlich einmal. Einzelpreis 40 Pf., Jahresabonnement 4.80 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Moderne
Rheuma-Behandlung

Selbst nach den neuesten Ergebnissen der Rheumaforschung sind die eigentlichen Ursachen rheumatischer Erkrankungen noch nicht klar erkennbar. Dagegen wurde erst kürzlich auf einem großen medizinischen Kongreß wieder festgestellt, daß die zuverlässigste Wirkung bei der Behandlung des Rheuma auch heute immer noch von den sog. Salicylaten zu erwarten ist und daß auf diese nach wie vor nicht verzichtet werden kann.

Togal nimmt darunter eine besondere Stellung ein: Einmal, weil es unerwünschte Nebenerscheinungen ausschaltet, zum anderen stellt es eine millionenfach erprobte Arzneikombination mit potenziertem Wirkung dar, wie die Forschungsergebnisse von Prof. Dr. Bürgi-Bern bestätigen. Die schmerzstillende, entzündungshemmende und temperaturherabsetzende Wirkung von Togal ist für die Rheumabekämpfung von großer Wichtigkeit. Darüber hinaus greift Togal durch Aktivierung der Hormonsekretion der Nebennierenrinde regulierend in den Stoffwechsel ein und wirkt heilungsfördernd.

Die am häufigsten vom Muskelrheuma befallenen Körperbezirke



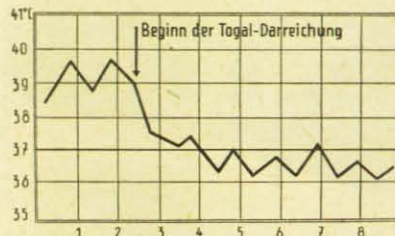
Muskelrheumatismus

Bei dem so häufig auftretenden Muskelrheuma handelt es sich meist um eine entzündliche Erkrankung des Muskelgewebes. Welche Einflüsse es sind, die den Entzündungs- und Quellungszustand der Muskeln hervorrufen, ist nicht genau bekannt. Als ziemlich sicher gilt, daß beim Muskelrheuma durch Krampfzustände ausgebildete Veränderungen der feinsten Blutgefäße eine Rolle spielen, welche die Muskelfasern mit Blut versorgen. In den rheumatisch erkrankten Muskeln kann der Arzt oft deutlich harte und schmerzhaft Stellen — die sogenannten Muskelknoten — fühlen. Neben den oben bereits erwähnten Eigenschaften von Togal ist hier auch seine krampflösende Wirkung von Bedeutung.

- 1. Stirnmuskel, 2. Kopfnicker, 3. Deltamuskel, 4. Brustmuskel, 5. Biceps, 6. Langer Rückwärtsweider, 7. Gerader Bauchmuskel, 8. Fingerstrecker, 9. Schneidermuskel, 10. Gerader Schenkelmuskel, 11. Innerer Schenkelmuskel, 12. Kniescheibe, 13. Schienbeinmuskel, 14. Hinterhauptmuskel, 15. Kapuzenmuskel, 16. Triceps, 17. Großer Rückenmuskel, 18. Großer Gesäßmuskel, 19. Halbsehner Muskel, 20. Zweiköpfiger Muskel, 21. Wadenmuskel, 22. Achillessehne.

Akutes Gelenkrheuma

Dies ist im Gegensatz zum Muskelrheumatismus eine meist bei jungen Leuten auftretende ausgesprochene Infektionskrankheit, bei welcher der Arzt zugezogen werden muß. Das von Fieber begleitete Leiden tritt oft im Anschluß an eine Mandelentzündung auf. Togal hat auch hier seinen therapeutischen Wert vielfach unter Beweis gestellt.



Fieberkurve eines Grippekranken bei Behandlung mit Togal. Mit Beginn der Togal-Darreichung sinkt die Temperatur.

Chronisches Gelenkrheuma

Weit häufiger ist das chronische Gelenkrheuma. Bei ihm handelt es sich um einen Entzündungszustand, hervorgerufen durch giftige Ausscheidungen von Bakterien an schlechten Zähnen, in vergrößerten Mandeln oder ähnlichen sog. „Herden“. Neben entzündlichen Ursachen spielen Stoffwechselfunktionsstörungen und Veranlagung für das chronische Gelenkrheuma eine große Rolle. Die bakterientötende Wirkung von Togal sowie sein regulierender Einfluß auf den Stoffwechsel und die Ausscheidung von Krankheitsstoffen sind hier von Wichtigkeit.



Chronisches Gelenkrheuma im Röntgenbild. Der Pfeil zeigt auf die Knochen-Knorpelwucherungen, die das Gelenk verunstalten.

Die Erfahrungen von Wissenschaft und Praxis bestätigen es:

Togal befreit nicht nur rasch und zuverlässig von Schmerzen, sondern bekämpft darüber hinaus dank seiner potenzierten Kombinations-Wirkung auch die Schmerzursache. Diese Eigenschaften erklären die ausgezeichneten Erfolge, die mit Togal in 46 Ländern der Welt erzielt werden. Deshalb verdient Togal auch Ihr Vertrauen — ein Versuch wird Sie überzeugen!



Hervorragend bewährt bei
Rheuma • Arthritis • Gicht • Ischias
Hexenschuß • Erkältungskrankheiten

Togal ist in den Apotheken des In- u. Auslandes für DM 1.25 u. DM 3.05 erhältlich.
Zur Einreibung das ausgezeichnete Togal-Liniment!



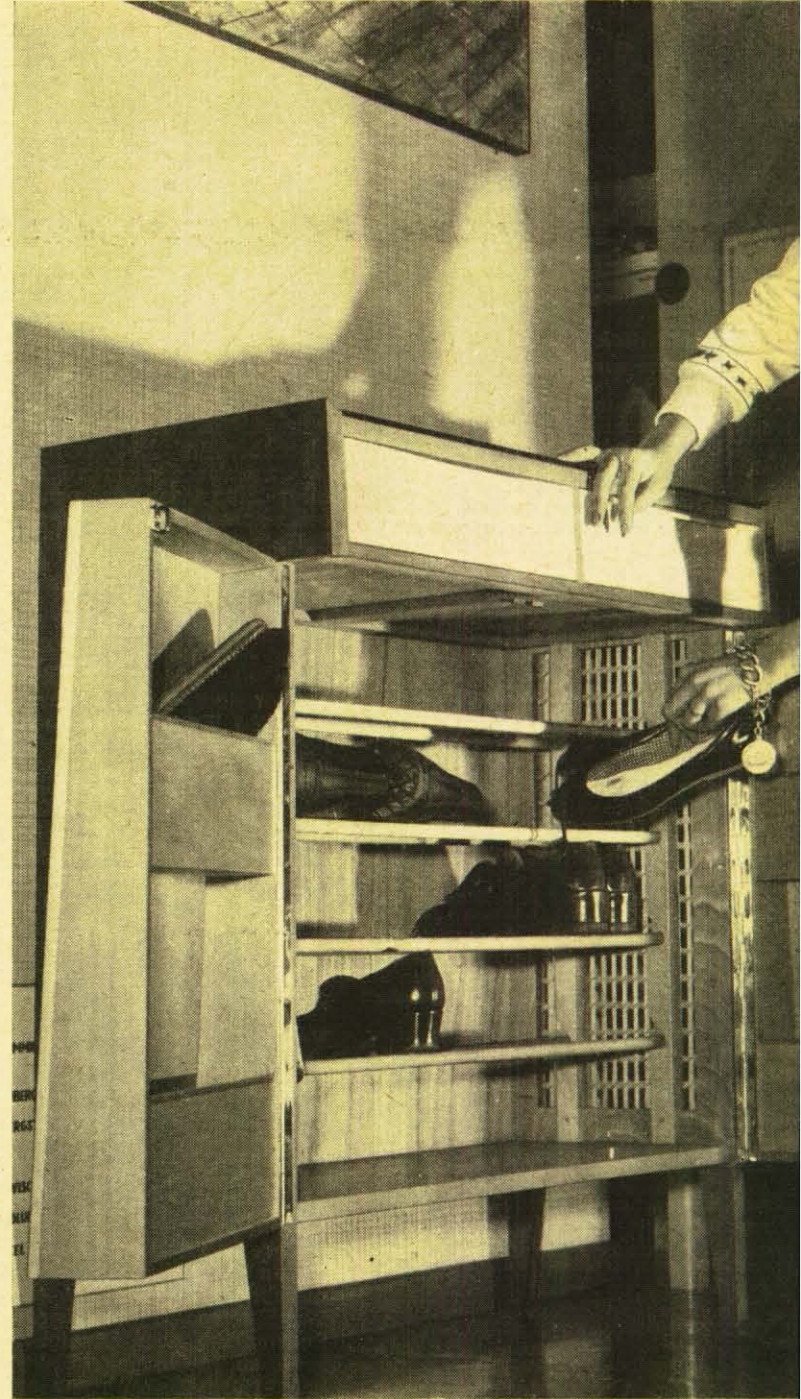
Schaumgummi dichtet ausgezeichnet, natürlich nicht in Versen. Aber Schaumgummistreifen, die sich elastisch in die Ritzen schmiegen, halten Zugluft ab, wenn man die Kanten undichter Türen und Fenster damit belegt. Türen lassen sich dann auch bei temperamentvoller Behandlung ganz leise schließen.



Wo der Schuh drückt — genau an den Stellen behandelt man neue Schuhe vor dem ersten Tragen, das zuweilen eine etwas schmerzhaftere Freude ist. Die Kappe reibt man innen gründlich mit Kernseife ein. Das macht den Schuh nachgiebig und erspart Schmerz, die unliebsame Zugabe zu neuen Schuhen.



An die Wand mit den Messern! Küchenmesser sollen stets zur Hand sein. Aber wie oft er-
tapt sich die Hausfrau dabei, daß sie eins verlegt hat und nach dem Irrläufer sucht. Das praktische Kästchen, über dem Arbeitstisch in der Küche angebracht, sorgt dafür, daß die Messer stets griffbereit sind.



DER EILBRIEF

Von R. B. Holstein

Die Witwe von Direktor Lindehals wohnte zusammen mit ihren beiden Söhnen in einer Villa im vornehmsten Viertel der Stadt.

Eines Morgens, als sie noch im Bett lag, klopfte ihre Zofe an die Kammer-
tür und brachte einen Eilbrief. „Vom
Bürgermeister in Tudstrup“, sagte sie.

„Aufmachen!“ befahl die Frau Di-
rektor. Die Zofe öffnete den Brief und
reichte ihn der Gnädigen. Sie las:

Ewige Jugend

Ein schlechtes Gedächtnis hat Jean
Cocteau, und zerstreut ist er manch-
mal auch. Plötzlich fiel ihm ein, daß
eines seiner Patenkinder ein Geburtstag
hatte. Schleunigst kaufte er einen
niedlichen kleinen Teddybären und
schickte ihn ab. In dem Dankesbrief,
den er wenige Tage darauf von seinem
Patenkind bekam, mußte er kopf-
schüttelnd lesen: „Im übrigen freue
ich mich, lieber Onkel Jean, Dir mit-
teilen zu können, daß ich auch gerade
an meinem Geburtstag zum Oberst be-
fördert worden bin.“

„Sehr geehrte Frau Lindehals! Be-
reits vor drei Jahren hatte ich zum
erstenmal das Vergnügen, mit Ihnen
zu korrespondieren. Damals wohnten
Ihre Söhne Manfred und Dieter kurze
Zeit allein in Ihrem hiesigen Sommer-
haus. Wie Sie sich erinnern werden, ver-
anstalteten die beiden eine Treibjagd
auf meine Kühe. Manfred, der seiner-

zeit acht Jahre alt war, erwies sich
als ein talentierter Scharfschütze: Er
streckte eine meiner besten Milchkühe
mit einem Blattschuß nieder, so daß
eine Notschlachtung erforderlich war.

Im folgenden Sommer biß Ihre Schä-
ferhündin Monika nicht weniger als
sechs meiner Schafe tot, und da weder
Sie noch Monika an der Beschaffung
eines Maulkorbes interessiert waren,
kam es in dieser Angelegenheit zu
einem Briefwechsel zwischen uns.
Einige Wochen später hatte ich erneut
Veranlassung, bei Ihnen Klage zu füh-
ren, weil Ihre Söhne — gemeinsam mit
einigen Pfadfinderkameraden — hier
in Tudstrup ein großes Lagerfeuer ent-
zündet hatten, dem ich meine Billigung
versagte mußte. Bekanntlich handelte
es sich bei dem Feuer um meine
Scheune, die bis auf die Grundmauern
niederbrannte.

Vor einem Jahr hatte ich ein weite-
res Mal die Ehre, mit Ihnen zu korre-
spondieren. Anlaß dazu waren wieder
Ihre Herren Söhne, die (verkleidet als
Cowboys Hopalong Cassidy und Tom
Mix) einige meiner Pferde mit einem
Lasso einfingen. Bei dieser Gelegen-
heit trieben sie mein preisgekröntes
Rennpferd, den dreijährigen Hengst
„Liebesglut“, in ein Moorloch, wobei
er sich die Beine brach. Der Abtrans-
port von „Liebesglut“ in eine Abdek-
keri kostete über zweihundert Mark,
worüber wir ebenfalls einen längeren
Schriftwechsel führten.

Schließlich schrieb ich Ihnen vor
wenigen Wochen, nachdem Sie mit
Ihren Söhnen die Sommerferien in

Ihrer hiesigen Sommervilla verbracht
hatten und in die Stadt zurückgekehrt
waren. Kurz vor Ihrer Abreise hatten
Manfred und Dieter ein Wetschießen
auf meine Stallfenster abgehalten.
Durch gemeinsame Anstrengungen ge-
lang es ihnen, in verhältnismäßig kur-
zer Zeit alle Scheiben zu zertrümmern.
Bei dem anschließenden Indianerüber-
fall stürmten sie mit Pfeil und Bogen
auf meinen Hof und erlegten vier Hüh-
ner, zwei Küken und einen Hahn. Mein
Dackel kam mit einem Streifschuß da-
von. Als Sioux-Indianer Schwarzfuß
und Weiße Schlange trieben sie ihr
Unwesen so weit, daß sie meine min-
derjährige Magd Stine aus der Küche
holten und sie an die Wasserpumpe im
Hof banden. Sie führten Kriegstänze

um sie herum auf, verbanden ihr die
Augen und schnitten ihr die Zöpfe ab,
die sie als Skalp mitnahmen. Auf dem
Rückweg legten sie den Bretterzaun
meines Vorgartens um und warfen
Feuerwerkskörper in den Ziegenstall.

Wenn ich Ihnen heute erneut
schreibe, so geschieht es nur deshalb,
damit mir niemand vorwerfen kann,
ich hätte aus Ärger über den angerich-
teten Schaden meine Pflichten als Bür-
germeister verletzt. In dieser Eigen-
schafter und zugleich als guter Nachbar
sehe ich mich veranlaßt, Ihnen per Eil-
boten eine wichtige Mitteilung zu ma-
chen, damit Sie Ihre Gegenmaßnahmen
treffen können. Sie verehrte Frau
Lindehals: Seit zwei Stunden steht Ihre
Sommervilla in Flammen!”

Gesalzene Geschichte

Von Carlo Manzoni

„Haben Sie“, fragte Herr Veneranda
einen seiner Bekannten, „Salz ans Pferd
getan?“

„An was?“

„Ans Pferd“, wiederholte Herr Ve-
neranda.

„An welches Pferd?“ fragte Herr
Venerandas Bekannter verdutzt.

„Wie soll ich das wissen?“ sagte
Herr Veneranda. „Wie können Sie ver-
langen, daß ich weiß, an welches Pferd?
Um so mehr, als alle gleich sind und
ungesalzen.“

„Die Pferde ungesalzen?“ stammelte
Herr Venerandas Bekannter immer
verwirrt.

„Natürlich sind sie ungesalzen“, er-
widerte Herr Veneranda. „Wieso glau-
ben Sie, daß Pferde gesalzen seien?“

Ich habe noch nie ein gesalzene Pferd
gesehen. Sie etwa?“

„Ich? Nein“, stotterte Herr Vene-
randas Bekannter.

„Na also! Was behaupten Sie denn?“
fragte Herr Veneranda.

„Aber warum wollen Sie, daß ich
das Pferd salze?“ fragte Herr Vene-
randas Bekannter, der aus allen Wol-
ken fiel.

„Ich will ja gar nicht, daß Sie das
Pferd salzen“, sagte Herr Veneranda.
„Ich habe Sie nur gefragt, ob Sie es
gesalzen haben oder nicht. Wie soll
ich es wissen, wenn Sie es mir nicht
sagen? Ich kann schwerlich alle Pferde
probieren, um festzustellen, welches
gesalzen ist. Sie sind mir aber einer!“



TIPS FÜR MUTTI

Es gibt epochale Erfindungen, von denen noch Generationen reden, Wunderwerke der Technik, die unser tägliches Leben umgestalten.

Daneben wirken die „Stillen im Lande“, die ihren Erfindergeist auf die Kleinigkeiten des täglichen Lebens richten.

Sie vor allem sind es, die für die Hausfrau wirken und ihr ihre anstrengende und mühsame Arbeit durch kleine Hilfen erleichtern.

Nicht immer handelt es sich um Geräte, die irgendeinen Arbeitsgang vereinfachen. Oft ist es ein neuer Typ von Behältnissen, der es leichter macht, Ordnung zu halten oder die Gebrauchsgegenstände schonend aufzubewahren, oft auch sind es kleine Kniffe, die eine Vorratshaltung verbessern.

Was es auch sei: Mutti darf die beruhigende Gewißheit haben, daß Erfinder nicht nur für die Welt der Männer am Werke sind.

◀ **Auch Leder will atmen!** Gönnen Sie ihm ein gründliches Auslüften während seiner Ruhepausen, indem Sie Ihre Schuhe in einem zweckmäßigen Schuhschränken aufbewahren. Es hat Roste aus runden Holzstäben anstatt der allgemein üblichen Bretter. Dadurch erhalten die Sohlen auch von unten her Luft und trocknen besser aus, als wenn sie auf einer Unterlage stehen. Der Dank Ihrer Füße ist Ihnen sicher.



Sonst gibt man den Senf zu etwas — hier wird dem Senf eine Prise Salz beigegeben. Soll er dadurch schärfer werden? Keine Spur — das Salz verändert seinen Geschmack überhaupt nicht. Wohl aber bewirkt es, daß er sich länger frisch hält. Dann können Sie den Inhalt Ihres Senftöpfchens unbekümmert lange aufbewahren.

freundlichen Aufforderung: „Bitte — jeden gewünschten Betrag einsetzen!“ Der glückliche Empfänger dieses Blankoschecks war kein Geringerer als der englische Schriftsteller Rudyard Kipling, dem wir u. a. auch das „Dschungelbuch“ verdanken; das auf so seltsame Weise prämierte Gedicht war sein später weltberühmtes „Recessional“.

„Ich bin einer?“ stammelte Herr Veneranda Bekannter entgeistert.

„Aber natürlich sind Sie mir einer!“ sagte Herr Veneranda. „Sie wollen mir nicht sagen, ob Sie Salz ans Pferd getan haben oder nicht. Und wenn Sie es getan haben, dann, zum Teufel, warum? Seit wann salzt man Pferde? Das habe ich noch nie gesehen!“ Und Herr Veneranda ließ seinen Bekannten stehen und ging murrend davon.

(Aus dem Italienischen von R. Mayer-Rosa und Johannes Piron.)

Frauen wissen es besser

Ein berühmter englischer Dichter wurde von einer führenden Londoner Zeitung gebeten, zum Geburtstag der Königin Viktoria ein Gedicht zu schreiben. Der Schriftsteller brachte schließlich eine Reihe religiöser Verse zu Papier; diese Verse waren eher eine Aufforderung zum Gebet, nicht aber eine Ode des Triumphes.

So warf der Dichter denn die beschriebenen Seiten in den Papierkorb. Seiner Frau teilte er nur mit, daß er den Auftrag nicht termingerecht habe erfüllen können.

Nun, Frauen sind im allgemeinen neugierig, warum sollte des Dichters Weib es nicht sein. Jedenfalls wurden die engbeschriebenen Blätter im Papierkorb aufgefunden. Ganz entzückt von dem Werk ging die Frau allein in die Redaktion der Zeitung und gab die Verse dem Redakteur.

Schon am nächsten Tage erschien das Werk im Druck, eine ganze Seite hatte die Zeitung dafür zur Verfügung gestellt. Und ein paar Tage später folgte ein Blankoscheck mit der

Jetzt ist es spielend leicht Englisch zu lernen!

Eine neue revolutionierende Methode für den englischen Unterricht. Es gibt kein Auswendiglernen und Pauken mehr. Sie fangen sofort mit englischer Lektüre an und verstehen gleich jedes Wort. In wenigen Monaten sind Sie in der Sprache zu Hause.

Der neue englische Kursus „English by the Nature Method“, der sich in kurzer Zeit in den skandinavischen Ländern, in Italien, Frankreich, Belgien, Holland und der Schweiz nahezu 600 000 Schüler erworben hat, hat sich nunmehr auch in Deutschland bewährt. Damit ist Ihnen jetzt Gelegenheit geboten, Englisch so rasch und leicht zu erlernen, daß es Ihnen wie ein Spiel erscheint.

Nach der neuen „Naturmethode“ lernen Sie Englisch auf englisch — ohne Wörter und Grammatik zu pauken. Von Anfang an lesen, schreiben, sprechen und denken Sie englisch. Die Naturmethode ist der Schnellweg zum Englischen, der Weltsprache, die alle Tore auf tut. Senden Sie gleich heute den Kupon ein und lassen Sie sich kostenlos unsere illustrierte Broschüre zustellen. In wenigen Monaten werden Sie das Erlernete bereits in der Praxis anwenden können.

Wir müssen alle Englisch lernen

Im praktischen Leben wird eine genaue Scheidelinie gezogen zwischen denen, die Englisch können, und denen, die es nicht können. Sie tritt in Erscheinung, wenn Deutsche sich im Ausland aufhalten; sie tritt in Erscheinung, wenn Ausländer nach Deutschland kommen; sie tritt in unserem heimischen Wirtschaftsleben in Erscheinung — kurz überall, wo Menschen überhaupt zusammentreffen. Aber man wird es erst richtig gewahr, wenn man selbst Englisch gelernt hat.

In dem neuen Zeitalter, in dem wir uns befinden, ist Englisch zum kulturellen Bindemittel zwischen allen Ländern des Westens geworden. Daher sind Sie es sich selbst schuldig, Englisch zu lernen. Ob es zu Ihrem eigenen Vergnügen geschieht oder aus Bildungsgründen oder Ihrer Zukunft wegen — jedenfalls lernen Sie Englisch jetzt, wo die Naturmethode einen Schnellweg zur Sprache eröffnet hat.

Keiner ist zu alt, keiner ist zu jung

Alle haben Zeit, Englisch nach der Naturmethode zu lernen. Jeder bringt es fertig, und keiner ist zu jung oder zu alt. Vorkenntnisse werden nicht gefordert. Sie sollen nicht zur Schule gehen, sondern können arbeiten, wann es Ihnen paßt, und Sie selbst bestimmen das Tempo. Die Naturmethode lehrt Sie Englisch nach dem gleichen Prinzip der Unmittelbarkeit, wonach sich ein Kind die Muttersprache angeeignet. Aber die Naturmethode als Lehrer ist schneller als die Natur, ganz einfach weil hier Methode im Spiel ist.

Sie lesen und verstehen

Lassen Sie uns erklären, was geschieht, sobald Sie sich für die Naturmethode angemeldet haben. Ein paar Tage später erhalten Sie das erste Kursheft. Sie schlagen die erste Seite auf, und obwohl Ihnen im voraus kein Wort bekannt ist, fangen Sie gleich an zu lesen. Sie lesen in einem Zug das ganze Kapitel 1, das 6 Buchseiten umfaßt, und machen die Entdeckung, daß jedes einzelne Wort aus dem Zusammenhang heraus verständlich ist. Sie brauchen gar keine deutschen Wörter oder deutsche Übersetzung. Indem Sie verstehen, bleiben gleichzeitig Wörter und Wendungen im Gedächtnis haften. Bevor die erste Woche vorüber ist, sind Sie so weit gekommen, daß Sie auf englisch gestellte Fragen selbständig mit einwandfreien englischen Sätzen beantworten können.

Erstaunlich rasche Ergebnisse

Nach wenigen Monaten wird Ihnen englischer Sprachgebrauch und Gedankengang so vertraut sein, daß Sie neben dem Studium der englischen Zeitungen folgen, englische Bücher lesen, englischen Rundfunk verstehen und sich mit gebürtigen Eng-

ländern unterhalten können. Und wenn Sie auf diese Weise sämtliche 740 Seiten des Kurses durchgearbeitet haben, wird Ihnen Englisch ebenso natürlich im Ohr und auf der Zunge liegen wie Deutsch. Ohne Überanstrengung können Sie in gut einem Jahr so weit kommen.

Die Kursteilnehmer sind von der Methode begeistert

Kaum ein Tag verstreicht, ohne daß von Kursteilnehmern Briefe einlaufen, in denen diese sich in begeistertsten Worten über unser System äußern und ihrem Erstaunen über die erzielten Resultate Ausdruck geben. So schrieb uns Herr Werner Fischer aus Coburg:

„... Dank der unvergleichlichen Einprägsamkeit der Naturmethode bin ich heute nach erfolgreichem Studium in der Lage, mich fließend in englischer Sprache zu verständigen; und auch englische und amerikanische Literatur machen mir weiter keine Schwierigkeiten ...“

Auch die Sprachwissenschaftler spenden einhelliges Lob

Aber nicht nur die Schüler sind des Lobes voll; Sachverständige in allen Ländern, nämlich berühmte Sprachforscher und Sprachpädagogen treten mit ihrer ganzen Autorität für die Naturmethode ein. Nur einige können wir Ihnen hier aufführen, aber unsere Broschüre wird Ihnen u. a. eine ganze Reihe lobender Äußerungen vermitteln. So schreibt uns Prof. Dr. Helmut Bock, der an der Universität Kiel englische Sprache und Literatur lehrt: „... Englisch nach der Naturmethode“ ist ein ausgezeichnetes Unterrichtswerk für jeden, der sich ernsthaft bemüht, Englisch zu lernen.“

Und in einem Schreiben von Prof. Dr. Karl Brunner an der Universität Innsbruck steht: „Die Erfolge von ‚Englisch nach der Naturmethode‘ sind daher überraschend, sowohl im Schulunterricht wie in Fortbildungskursen und Kursen mit Erwachsenen wie im Selbstunterricht ...“

Der erste Schritt ist kostenlos

Verschaffen Sie sich einen genauen Einblick in diese neue Unterrichtsmethode, die mit ihren nahezu 600 000 Schülern in weniger als 10 Jahren die anderen Kurse im Englischen weit überholt hat. Füllen Sie den untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn in unverschlossenem Briefumschlag, mit 7 Pf. frankiert, ein. Dann wird Ihnen postwendend, kostenlos und ohne Verpflichtung irgendwelcher Art für Sie das interessante kleine Buch „Die Naturmethode — der Schnellweg zum Englischen“, zugestellt werden. Wenn Sie das gelesen haben, können Sie Ihre Entscheidung treffen.

NATURMETHODE LEHRMITTEL VERLAG GmbH
München 13 — Schellingstr. 39/41

Senden Sie mir unverbindlich und kostenlos die Broschüre:
DIE NATURMETHODE — DER SCHNELLWEG ZUM ENGLISCHEN

Name: Vorname:

Wohnort: Straße / Nr.

ZB April 56



Gar nicht süß, nicht landläufig „hübsch“ ist das herbe Antlitz dieses Mädchens. Und doch übt das Gesicht einen bezwingenden Zauber auf den Beschauer aus. Was ist es, das ihn nicht losläßt? Der fragende Blick, der Mund, der — ohne Lächeln — gleichwohl viel Empfindung verrät? Der stille Reiz geht nicht von einer Einzelheit aus. Er liegt in dem Ausdruck des Seelischen, das hier durch ein unverfälschtes Äußeres hindurchstrahlt. Diesem versonnenen Kind ist zuzutrauen, daß es zeitweilig der Versuchung widersteht, sich eine konfektionsmäßige Schönheit zuzulegen auf Kosten seiner ganz unberührten Eigenart.



Noch hat sie ihr Ich. Noch ist die Sucht, eine zweite Audrey Hepburn zu werden, nicht da. Noch ist sie sie selbst.



Schönheit von der Stange



Eine der Kopien von Audrey Hepburn. Die Imitatorin (links) übt das Lächeln krampfhaft nach einem Bilde des Originals. „Es ist erreicht“, seufzt die junge Dame. Aber: Was hat sie erreicht? Doch nur, daß sie ihr eigenes Gesicht verloren hat.

Das Original: Audrey Hepburn, nach dem viele junge Damen unserer Tage ihr Äußeres formen wollen. Es kann doch so schwer nicht sein, denken sie, die Stirnfransen muß man doch hinkriegen, Lächeln läßt sich vor einem Spiegel einüben.

ZUas macht eigentlich das nette „Fräulein Hedi?“ fragte ich, als ich nach längerer Zeit das Schreibbüro, das meine Arbeiten tippt, wieder einmal aufsuchte. „Sicher hat sie inzwischen geheiratet.“

Die Kolleginnen schwiegen betreten, und auch die Inhaberin des Büros war verlegen geworden.

„Sie war ja verlobt“, sagte ich weiter, „es war ein so besonders netter junger Mann, erinnere ich mich.“

„Ach, die arme Hedi“, sagte schließlich das älteste der Mädchen. „Die hat eine richtige Tragödie erlebt.“

Was war der Hedi zugestoßen? Endlich hatte sie so viel erspart, um sich die langersehnte Italienreise gönnen zu können. Es sollte ein wunderschöner Urlaub werden, hatte Hedi sich gedacht. Und es ließ sich auch alles verheißungsvoll an, das Geld reichte sogar noch zu einem Aufenthalt in Rom. Und die filmbegeisterte Hedi besuchte na-

türlich auch Roms Filmstadt und — welch unerhofftes Glück — sie durfte den Außenaufnahmen zu einem Film beiwohnen. Hedi war im siebenten Himmel, als sie sogar ein Autogramm von ihrem Schwarm, der berühmten Filmschauspielerin Buffio, erhielt.

Hedi verschlang die Vergötterte mit den Augen — so sollte man aussehen. „Ja, und von da an hatte Hedi einen Vogel“, erzählte eins der Mädchen weiter. „Sie wurde ganz affig, rasierte



„Spieglein, Spieglein in der Hand — bin ich der Hepburn nun verwandt?“ scheint dieses Mädchen zu fragen, das sich eifrigst bemüht, seine Frisur „à la Audrey“ herzurichten.



Viel Zeit und Geld wendet manches junge Ding auf, „ihr“ ähnlich zu werden. Nur vergift es dabei, daß Kosmet'k den eigenen Typ unterstreichen, nicht ihn to'schlagen soll.

Damen

OHNE GESICHT!

sich die Augenbrauen, malte sich über die Augen Bogen, die bis zu den Haaren reichten, sie schminkte sich einen Divamund und schnitt sich Stirnfransen. Ja, und eines Tages hatte sie sich sogar die Haare gefärbt — es war zum Totlachen, was für eine Zierpuppe sie aus sich gemacht hatte.“

„Kinder, seid nicht so lieblos“, unterbrach die älteste der Kolleginnen. „Das Lachen verging uns allen bald gründlich. Auch Hedi hatte nichts mehr zu lachen. Martin, ihr Verlobter, der Angestellte einer Tankstelle, bekam ihr geziertes Wesen allmählich satt, und ihm, dem Sparsamen, kamen nach und nach schwere Bedenken. Hedi war so verschwenderisch geworden — alles Geld gab sie für kosmetische Mittel aus, die ihr dazu helfen sollten, die Ähnlichkeit mit dem Star zu vergrößern. Als Martin nun noch herausbekam, daß Hedi Schulden hatte, war es aus — die Verlobung war aus.“

Hedi war völlig verstört. Schließlich kam sie ihrer Arbeit nicht mehr nach. Augenblicklich weilte sie in einem Sanatorium zur Behandlung. Was ihr den Rest gegeben hatte, war, daß Martin sich inzwischen mit ihrer Freundin Margot verlobt hatte, die eigentlich „nach nichts aussah“ — die jedoch sehr anziehend war, weil sie völlig unverkünstelt sich so gab, wie sie war.

Auch unsere Mütter und Großmütter waren einmal ganz junge, sehr empfindsame Damen, auch sie schwärmten für Schauspielerinnen, für Prinzessinnen. Auch sie wünschten sich ein Stückchen Ähnlichkeit mit ihrem Schwarm.

Aber — und das ist der große Unterschied zur Ähnlichkeitssucht in unseren Tagen: dabei hatte es sein Bewenden. Man wollte nicht der Vergötterten zum Verwechseln ähnlich sehen, man wollte nur mit irgendeinem Symbol die Verehrung sichtbar machen. Die jungen Damen damals — Backfische nannte man sie — dachten nicht daran, mit ihrer ganzen Persönlichkeit in ein fremdes Dasein zu schlüpfen.

Mochten sie auch wirklichkeitsfremder sein als unsere jungen Damen — etwas hatten sie ihnen voraus, einen

unbezahlbaren Vorteil: sie gaben nichts auf von den persönlichen Reizen, mit denen die Natur sie mehr oder minder großzügig bedacht hatte.

Wenn sie unschuldige kosmetische Mittelchen benutzten, dann taten sie es, um unauffällig kleine Schönheitsfehler



Das ist Hedi, die von dem Star so fasziniert war, daß sie trachtete, der Angebeteten aufs Haar zu gleichen. Daß man nicht ungestraft sein Ich aufgibt, und wie teuer die „törichte Jungfrau“ ihre Verirrung bezahlen mußte, erzählt unser Bericht.

zu verdecken oder liebliche Vorzüge noch lieblicher erscheinen zu lassen. Weder veränderten sie ihre Frisur nach dem Vorbild, das im Rampenlicht so überirdisch vollkommen wirkte, noch zauberten sie ein falsches Lächeln auf ihre Züge. Und Großvaters Anrede in seinen Briefen ans geliebte Bräutchen lautete berechtigt: „Meine Einzige.“



Tag und Nacht träumt sie davon, sich wenigstens äußerlich zu einem Star umzumodeln, und ahnt nicht entfernt, wie viel von ihrer eigenen Menschlichkeit sie dabei aufgibt.



Der Wunschtraum der jungen Hedi: es ist die Filmschauspielerin Buffio in einem ihrer erfolgreichsten Filme. Unnachahmlich graziös mit dem ganzen Zauber einer charmanten Persönlichkeit. Die Hedi übersah, daß man Außerlichkeiten nachahmen kann, dabei aber noch keine persönliche Note erhält.



7 Hepburn-süchtige junge Damen — man kommt sich vor wie in einem schlechten Panoptikum. Mädchen Nr. 7 (X) ist noch die ähnlichste von der ganzen Mädchenschar.



Film zeigt

Rosen für

Bettina



VON SCHWERER KRANKHEIT ist Bettina (Elisabeth Müller) genesen. Ihre Gesundung ist das Werk Prof. Forsters (Willy Birgel).

Anruf nach Barcelona

Ballettmeister Kostja Tomkoff geht in seinem Hotelzimmer in Barcelona auf und ab, als das Telefon klingelt. Seine Geliebte Irene Gerwig ist bei ihm. Zerstreut nimmt Kostja den Hörer auf. „Ein Gespräch für Sie aus Deutschland“, meldet der Portier.

Aus Deutschland? Überlegte Tomkoff. Wer könnte ihn aus Deutschland anrufen? Sollte mit Bettina etwas nicht in Ordnung...

„Reden Sie mit Bettina“, meldet sich eine Stimme am anderen Ende des Drahtes. „Sie befindet sich in einer schlimmen Krise!“

Bettina! Die glückliche Zeit mit Bettina zieht an Kostja vorbei. Wie lange ist es her, daß er nicht mehr daran gedacht hat. Sie lag jetzt in einem Krankenhaus mit Kinderlähmung, würde vielleicht nie wieder tanzen können. Verwirrt mußte Kostja erkennen, daß



EIN GASTSPIEL IN BARCELONA gibt Kostja Tomkoff (Iwan Desny) mit der Tänzerin Irene Gerwig (Eva Kerbler), die für die plötzlich erkrankte Bettina Sanden einspringen mußte, hat mit Bettinas Ballett große Erfolge gehabt. Aber sie hat auch Bettinas Stelle im Herzen des Ballettmeisters Tomkoff eingenommen. Eines Abends erreicht Tomkoff im Hotelzimmer ein unerwarteter Anruf aus Deutschland.

DAS SCHICKSAL EINER BERÜHMTEN BALLERINA behandelt der neue Carlton/NF-Film: „Rosen für Bettina“, in dem Elisabeth Müller, Iwan Desny und Eva Kerbler die Hauptrollen spielen. Elisabeth Müller ist die Ballerina des Films, die wegen einer schweren Krankheit auf ihre Karriere und den Geliebten (Iwan Desny) verzichten muß und am Ende doch Glück und Erfüllung findet an der Seite des Mannes, der ihr die volle Gesundheit wiederschenkte.



NACH LANGER ZEIT steht Elisabeth Müller wieder vor der Kamera. Sie vertritt im Deutschen Film seit knapp drei Jahren jenen Typ, der heutzutage nicht nur unter Schauspielerinnen selten geworden ist: die junge Dame mit Kinderstube, Haltung und Lebensart. Die Schauspielerin stammt aus der Schweiz, wo ihr Vater Professor für Zahnheilkunde, die Mutter eine bekannte Pianistin ist. Elisabeth Müller verdankt den großen Erfolg ihrem persönlichen Charme und reifem Können.

dieser Gedanke ihn nicht so sehr beunruhigt, wie er es noch vor einem halben Jahr getan hätte. Was war Bettina noch für ihn? Plötzlich hörte er Bettinas Stimme. Die Klinik hatte mit dem Zimmer der Patientin verbunden. Während Irene an seiner Seite steht, stammelt er verlegen einige Liebesworte, die inzwischen schon längst zur Lüge geworden sind. Die Kranke aber, die verzweifelt auf eine Nachricht des Mannes gewartet hat, den sie immer noch liebt, schenkt seinen Worten Glauben. Als sie durch Zufall erfährt, daß Tomkoff sie in Wirklichkeit belogen hat, droht eine neue Krise. Mit Mühe kann der Professor sie dazu bewegen, in der Klinik zu bleiben. Nur seiner Fürsorge und Liebe ist es zu verdanken, daß die Patientin ganz geheilt wird. Nach einem endgültigen Abschied von der geliebten Bühne und der Vergangenen findet Bettina zu dem Mann, dem ihr Leben gehören wird, das er ihr neu schenkte.



FÜR DIE BÜHNE ENTDECKT hatte Kostja Tomkoff die glänzende Bettina, die er liebte. Als man sie nach einer glänzenden Premiere in tiefer Ohnmacht in ein Krankenhaus einliefern mußte, versprach Tomkoff der Geliebten, ihr gemeinsames Ballett mit keiner anderen Tänzerin aufzuführen. Bald jedoch muß der Ballettmeister auf Druck des Intendanten die Proben mit einer Nachwuchstänzerin wieder aufnehmen. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Irene Gerwig gewinnt Tomkoffs Anerkennung und Liebe.